1,50 DM / Band 140
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Schreie in der Horror-Gruft

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Schreie in der Horror-Gruft

John Sinclair Nr. 140

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 10.03.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Schreie in der Horror-Gruft

»Da sind sie. Los, schlagt sie tot, die Hundesöhne. Sie haben uns verraten!«

Die Stimme des Mannes überschlug sich. Er war der Anführer einer sechsköpfigen Horde, die uns unbedingt töten wollte.

Uns – das waren zwei Personen.

Karel Marek und ich!

Ich packte den jungen Marek an der Schulter und wuchtete ihn herum. Ohne Hilfe konnte er sich nicht von der Stelle rühren. Der Anblick seines toten Vaters hatte ihn bis ins Mark getroffen.

»Weg!«

Das eine Wort reichte. Karel erwachte plötzlich aus seiner Erstarrung und begann zu rennen. Wir liefen ein kurzes Stück an der Stallwand vorbei, wo die Pferde untergebracht waren, und fanden eine offenstehende Tür. Einen Augenblick später tauchten wir im Stall unter.

Wohin jetzt?

Hastig schaute ich mich um. Ein langer Gang. Links davon die Pferdeboxen, rechts die Mauer mit den kleinen Fenstern, durch die kaum noch Licht fiel.

Wir mußten geradeaus weiterrennen.

Karel lief schon, ich folgte ihm und hörte nicht nur das Schreien unserer Verfolger, sondern auch das Stampfen der Pferdehufe. Die Tiere in den Boxen waren unruhig geworden.

Während ich hinter Karel herrannte, schossen mir die vergangenen Ereignisse durch den Kopf.

Begonnen hatte alles in London. Mit dem Tip eines Detektivs namens Jan Ziegler. Er hatte mich aufmerksam gemacht. In einer Kosmetik-Fabrik sollten schlimme Experimente durchgeführt werden. Okay, wir betraten bei Nacht und Nebel das geheimnisvolle Labor, und ich sah dort die großen, mit Blut gefüllten Behälter. Aber ich entdeckte noch mehr. Ein geheimnisvolles Mosaik, das zwei Vampire zeigte, die nach Blut lechzten. Bevor ich mich näher mit der Wand beschäftigen konnte, saugte mich das Mosaik praktisch auf, und ich wurde durch das Dimensionstor in eine andere Zeit geschleudert.

Direkt in die Vergangenheit hinein, kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg. Ich befand mich auch nicht mehr in England, sondern in Deutschland, am Rhein, wo ich auch den bekannten Loreley-Felsen sehen konnte.

Und hier traf ich auf Stephan Marek und seine Tochter Ilona, fahrende Zigeuner, die ein hartes Schicksal hinter sich hatten, und die der unruhige Wind des Lebens an den Rhein getrieben hatte, wo Stephan Marek seinen Sohn Karel zu finden hoffte.

Ich schloß mich den beiden an und erfuhr, das Stephan Marek der Ahnherr jenes Mareks gewesen war, den man auch den Pfähler nannte. Und ich sah den Eichenpflock wieder, mit dem ich damals Kalurac, den Vampir, getötet hatte, nachdem der Pfähler Marek ihn mir überlassen hatte.

Ilona, der Alte und ich stellten uns gemeinsam zum Kampf. Unser Gegner war Fariac, ein Vampir. Und den Namen Fariac trug auch die Kosmetikfirma, in der alles seinen Anfang genommen hatte. In einer

Dorfschenke traf Marek seinen Sohn Karel wieder. Er zog als Musiker durch die Lande und war auf der Suche nach dem Mörder seiner Mutter. Karel wollte sich uns anschließen. In der Schenke wurden wir jedoch überfallen. Sechs Söldner, die im Dienste des Vampirs Fariac standen, entführten Ilona und schleppten sie zu seiner Burg. Mit einem Trick gelang es uns, bis auf den Burghof zu gelangen. Dort wurde der Alte erkannt und umgebracht. Vorher jedoch hatte er den Pfahl seinem Sohn übergeben, der nun das Erbe der Mareks bei sich trug. Von Ilona jedoch hatten wir bisher noch nichts gesehen.

Und die Söldner saßen uns im Nacken.

»Schneller!« rief ich Karel zu, denn die Kerle waren inzwischen in den Stall eingedrungen. Und sie waren bewaffnet. Ich trug zwar auch meine Beretta bei mir, wollte mir aber die geweihten Silbergeschosse für die Vampire aufheben.

Wir erreichten das Ende des Stalles und hatte unwahrscheinliches Glück.

»Da ist eine Leiter!« schrie Karel.

Im nächsten Moment sah ich sie auch. Sie lehnte an der Rückwand und führte zu einer Luke in der Decke hoch.

»Nichts wie rauf!« schrie ich.

Karel kletterte die Sprossen hoch. Ich mußte warten und drehte mich um.

Meine Gegner sahen mich.

Der erste, der Bartträger mit der dicken roten Knollennase, lachte siegessicher auf. In der rechten Hand trug er eine schwere Lanze.

Im Laufen holte er aus, um mir die Lanze in den Körper zu schleudern.

Wuchtig fegte die Waffe auf mich zu.

Blitzschnell ging ich in die Knie. Die Lanze zischte über meinen Kopf und traf die Rückwand. Sofort bückte ich mich, hob sie auf und kreiselte herum.

Der Bärtige war schon verdammt nah.

Ich warf die Lanze.

Mit Gegenwehr schien der Kerl nicht gerechnet zu haben. Auf jeden Fall lief er voll in den Wurf hinein. Sein Glück, daß er die Brust durch einen Panzer geschützt hatte. So wurde er von dem Treffer zwar nicht verletzt, aber die Aufprallwucht schleuderte ihn zurück.

So weit, daß er seinen nachfolgenden Kumpanen in die Quere kam, die in dem engen Gang nicht ausweichen konnten, so daß drei von ihnen mit zu Boden gerissen wurden.

Ich riß den Riegel der nächstgelegenen Tür zurück und schleuderte die Tür auf.

Das Pferd, in der engen Box nervös geworden, wieherte schrill.

Die Hufe schlugen über den Stein, Funken sprühten, und dann raste

der Gaul in den Gang.

Plötzlich wurde es für die Männer gefährlich. Das Pferd dachte gar nicht daran, stehenzubleiben, voll ging es in unsere Verfolger hinein. Schreie, Flüche, Wiehern…

Ich hörte es, als ich bereits die Leiter hochkletterte, wo Karel am Rand der Luke wartete.

»Mein Gott«, flüsterte er. »Ich dachte schon, du würdest es nicht schaffen.«

»So leicht bin ich nicht umzubringen«, erwiderte ich. »Weiter, mein Junge.« Ich kippte die Leiter um und schloß die Falltür. Sollten die Kerle sehen, wie sie weiterkamen.

Wir befanden uns auf dem Dach des Stalles. Wir konnten darauf weiterlaufen, bis zu einer Steintreppe, die zum Wehrgang an der Außenmauer hochführte.

Die Treppe war unser Ziel.

Als unter uns noch die Verfolger tobten, hatten wir die Treppe bereits erreicht und hasteten die Stufen hoch.

Diesmal überholte ich Karel, und deshalb trat mir auch plötzlich der Wächter entgegen.

Die Fackel hielt er in der linken Hand, das Schwert in der rechten. Und mit der Waffe schlug er zu. Es war ein wilder Hieb, der mich zerteilt hätte, doch ich sprang geistesgegenwärtig zur Seite, so daß die Klinge nur die Stufen traf. Bevor der Knabe ein zweitesmal zuschlagen konnte, ging ich in den Mann.

Mein Rammstoß warf ihn um.

Er schrie, als er auf den Wehrgang prallte, und verlor Fackel als auch Helm.

Meine Faust traf sein Gesicht. Blut schloß ihm aus der Nase, und seine Bewegungen wurden schwächer. Ich entriß ihm das Schwert und warf es Karel zu, der es geschickt auffing.

»Kannst du damit umgehen?« fragte ich.

»Ja.«

Der Wärter war ein zäher Bursche. Er hatte sich bereits halb erhoben und griff nach der Fackel.

Da trat Karel zu.

Der Mann schrie auf, bekam das Übergewicht und rollte die Treppe hinab. Nach ein paar Stufen schon wurde er seitlich abgedrängt und klatschte auf das Dach.

Unser Weg war frei.

Nicht mehr so schnell liefen wir den Wehrgang entlang, denn wir suchten nach einem Versteck. Irgendwie mußten wir in das Innere der Burg gelangen, denn noch hatten wir von Ilona keinen Rockzipfel entdeckt. Und auch nicht von Fariac, dem Vampir, den der junge Marek töten sollte.

Der Wehrgang war ziemlich breit. Links von uns wuchs die Mauer etwa bis in Brusthöhe hoch. Zwischendurch wurde sie immer wieder von schmalen Schießscharten unterbrochen.

Weiter vor uns stieß ein viereckiger Turm wie ein Armstumpf in die Höhe.

»Dahin?« fragte Karel keuchend.

Ich nickte. Wir mußten uns wieder beeilen, denn die Verfolger hatten längst nicht aufgegeben. Auch unten im Burghof sah ich jetzt mehrere Fackeln aufflammen, und von der anderen Seite des Wehrgangs liefen uns ebenfalls Häscher entgegen.

Man kreiste uns ein.

Karel bekam plötzlich einen moralischen Anfall. »Ich will nicht mehr!« keuchte er und schüttelte den Kopf. »Laß mich hier. Ich kämpfe, ich trage es aus, ich will den Vater rächen.« Er fuhr herum und hob dabei drohend sein Schwert.

»Reiß dich zusammen!« fuhr ich ihn an und packte ihn an der Schulter. Hart schüttelte ich den jungen Mann durch. Er mußte wieder zur Vernunft kommen.

»Was willst du? Was willst du…?«

Da schlug ich zu. Meine flache Hand klatschte gegen seine Wange. Er torkelte einen Schritt zurück und schaute mich ungläubig an.

»Du… du hast mich geschlagen?«

»Ja, und ich werde dich auch weiterhin schlagen, wenn du nicht Vernunft annimmst.«

Er nickte.

»Weiter!« drängte ich. Es wurde verdammt Zeit, denn unsere Häscher waren bedrohlich nahe gekommen.

»Klar.«

Wir liefen auf den Turm zu. Er war ziemlich breit und wuchtig, obwohl er aus der Ferne so schmal ausgesehen hatte.

Mit Wachen war der Turm nicht besetzt. Wir sahen auf seiner Spitze keinen Fackelschein.

Von außen lief sogar eine Leiter hoch. Wir entdeckten aber auch einen Eingang, eine schwere Tür, bei der wir Mühe hatten, sie aufzustemmen.

Gemeinsam drückten wir.

Kalte Luft wehte uns entgegen. Kalt und muffig. Etwas schwirrte an unseren Gesichtern vorbei.

Eine kleine Fledermaus.

Angenehm war es nicht gerade, sich in diesem Turm zu verstecken, doch wir hatten keine andere Wahl.

Karel zog die Tür wieder zu, während ich meine kleine Lampe hervorholte und sie einschaltete. Nur gut, daß ich die Leuchte immer bei mir trug.

Wie ich es erwartet hatte, sahen wir im schmalen Licht des Scheinwerfers eine Wendeltreppe aus dickem Stein. Sie führte nach oben als auch nach unten.

»Wohin?« wisperte Karel.

»Unten.«

Er nickte.

Der Staub lag fingerdick auf den Stufen. Aus der Tiefe drang ein modriger Geruch zu uns hoch, als würden dort unten zahlreiche Leichen liegen.

Wir mußten in den sauren Apfel beißen und stiegen die Wendeltreppe hinab.

Ich fühlte es, ich spürte es. Irgend etwas kam auf uns zu. Mit jeder Faser meines Körpers merkte ich dies. Und auf meinen, sagen wir sechsten Sinn, konnte ich mich verlassen. Nicht zum erstenmal hatte er mir eine drohende Gefahr angekündigt.

Ich blieb stehen, so daß Karel Marek fast gegen mich gelaufen wäre.

»Was ist denn?« hauchte er.

»Irgend etwas wird auf uns zukommen«, erwiderte ich leise.

»Mach dich darauf gefaßt.«

»Und was?«

»Kann ich dir auch nicht sagen. Es ist eben so ein komisches warnendes Gefühl.«

Wir gingen weiter.

Ich hatte die Führung übernommen. Wohin uns der Weg führte, war nicht bekannt. Ich hoffte nur, daß wir diesen verdammten Turm lebend wieder verlassen konnten, denn unsere Häscher hatten bestimmt gesehen, wohin wir verschwunden waren.

Ich schwenkte die kleine Lampe und sah unter mir eine Steinplattform, wo es sicherlich auch eine weitere Tür nach draußen gab.

Ich entdeckte auch etwas anderes. Über uns, auch über der Plattform, waren Holzpflöcke in die Wand gehauen worden. Geisterhaft zuckte der Strahl über die Pfähle und über die Menschen, die an den Pflöcken hingen.

Hinter mir schrie Karel unterdrückt auf. Es war ein schlimmes Bild, und auch ich mußte schlucken.

Ich schwenkte meine kleine Bleistiftlampe hastig hin und her und sah, daß noch mehr Menschen aufgehängt waren.

Mindestens fünf.

Sie alle hingen mit den Köpfen in den geknüpften Schlingen, und ihre Beine pendelten dicht über dem Boden.

Auf dem letzten Gesicht blieb der schmale Strahl hängen. Ich ging noch eine Stufe vor und stand jetzt dicht vor der Plattform, konnte also besser sehen.

Plötzlich sträubten sich mir die Nackenhaare. Der Mann, der mit dem Kopf in der Schlinge hing, war nicht tot. Ich sah, wie sein Gesicht zuckte, er bewegte auch die Augen, öffnete sie und öffnete gleichzeitig den Mund.

Zwei nadelspitze Vampirzähne wurden sichtbar!

***

Blitzschnell löschte ich die Lampe. Wir waren wirklich vom Regen in die Traufe geraten.

Auch der junge Marek hatte gesehen, was mit den Erhängten los war. »Mein Gott«, hauchte er, »die leben ja.«

Er hatte recht. Wenn auch nur zum Teil. Die Geschöpfe lebten und sie lebten doch nicht.

Sie waren Vampire, Untote…

Plötzlich wurde mir klar, warum sich keiner der Verfolger blicken ließ. Wir waren von selbst in die Falle gerannt, denn die Vampire würden sich auf uns stürzen, das stand fest.

Fünf hatte ich gezählt!

Eine Handvoll gefährlicher Blutsauger, die uns mit Wonne angreifen würden.

Mein Arm fuhr nach hinten. Ich bekam Karels Hand zu fassen.

»Wir gehen jetzt bis auf die Plattform vor«, flüsterte ich. »Und nimm deinen Eichenpfahl.«

»Ja.«

Ich merkte, wie er sich bewegte. Er holte den Pfahl unter seiner Jacke hervor.

Sicherheitshalber fragte ich ihn. »Hast du den Pflock?«

»Alles klar.«

Gemeinsam machten wir den letzten Schritt. Ich holte meine Beretta aus der Halfter und hängte mir das Kreuz offen vor die Brust.

Schwach sah ich die Umrisse. Durch Luken oberhalb von uns fiel ein wenig düsteres Licht. Außerdem wehte der Wind durch den Turm und strich über unsere Gesichter.

Dann hörten wir das Rascheln. Es entstand vor uns, wo auch die Männer hingen.

Die Vampire bewegten sich. Würden sie sich jetzt von ihren Schlingen befreien?

Ich knipste noch einmal die Lampe an und hatte Glück. Der Strahl traf direkt einen in der Schlinge hängenden Vampir.

Er war bereits kein Mensch mehr, sondern hatte sich verwandelt.

Sein Körper hatte sich zusammengezogen, war breiter geworden, und aus den Schultern wuchsen Flügel.

Ich sah eine Fledermaus vor mir.

Im nächsten Augenblick huschte sie aus der Schlinge und breitete die

Schwingen aus.
»Runter!« rief ich Karel zu.
Dann ging es rund…

***

Gegenwart

Die Chefsekretärin nickte Jane Collins und Bill Conolly lächelnd zu, bevor sie sagte: »Mr. Fariac erwartet Sie!«
»Danke.« Jane und Bill erhoben sich.
Die Tür wurde ihnen aufgehalten, und sie durften das Allerheiligste des Konzernchefs betreten.
Mit einem schnellen Blick nahmen Jane und Bill die Einrichtung zur Kenntnis.
Der Schreibtisch hatte die Form einer großen Niere und bestand aus dunklem Holz. Wertvolle Teppiche lagen dem ersten Anschein nach wahllos verstreut herum, doch beim Näherkommen merkten Jane und Bill, daß sie auf immer dichter werdenden Bodenbelägen schritten. Links befand sich eine Wand aus Glas, hinter der die Produkte der Firma zu sehen waren. Rechts vom Schreibtisch stand die Sitzgruppe aus Leder, und an den leicht getönten Wänden hingen wertvolle Graphiken.
Das Büro bestach durch seine Schlichtheit, war nicht protzig eingerichtet, darauf legte der Besitzer wohl keinen Wert.
Gordon Fariac erhob sich hinter seinem Schreibtisch. Gespannt schaute er seinen Besuchern entgegen, und Jane mußte zugeben, daß dieser Mann eine äußerst attraktive Erscheinung war.
Sein feiner Nadelstreifenanzug stammte vom besten Schneider, das weiße Hemd war maßgeschneidert, die schmale Krawatte aus Seide. Fariac hatte pechschwarzes Haar, das glatt nach hinten gekämmt war. Die dunklen Augen musterten die beiden Besucher forschend, und um seine dünnen Lippen wehte ein Lächeln.
»Bitte, treten Sie näher«, sagte er und kam um seinen Schreibtisch herum.
Er streckte die rechte Hand aus und begrüßte Jane Collins, wobei er keinen Blick von ihrem Gesicht ließ.
Die Detektivin mochte diese prüfenden Musterungen nicht, hielt dem Blick jedoch stand und wunderte sich, wie kühl die Hand des Mannes war.
»Ich darf Sie herzlich willkommen heißen«, sagte der Mann und deutete auf die Sitzgruppe. »Nehmen Sie doch Platz.«
Er ließ Janes Hand los und begrüßte Bill ebenfalls durch einen Händedruck.
Das Leder war weich und paßte sich der Körperform des Sitzenden an. Fariac legte die Hände gegeneinander und stützte dabei die

Ellenbogen auf die Oberschenkel. »Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?« erkundigte er sich höflich.

Jane und Bill lehnten ab.

»Gut.« Der Firmenchef nickte. Sein Blick wanderte zu Bill, dann weiter zu Jane und blieb an ihr hängen. »Ich habe Ihnen ein Interview gewährt, weil ich gespannt bin, was Sie von mir wollen, denn bisher hat es noch kein Reporter für wichtig befunden, an mich Fragen zu stellen. Sie sehen, daß ich hier Neuland betrete, und bitte Sie, etwas nachsichtig mit mir umzugehen.« Er lächelte.

Jane Collins war natürlich nicht als Privatdetektivin aufgetreten, sondern als Reporterin, die zusammen mit Bill Conolly für eine bekannte Illustrierte schrieb. Wie es aussah, nahm Fariac den Bluff ab, und Jane war froh darüber.

Bill begann. »Ich hatte Ihnen bereits in einem Vorgespräch mitgeteilt, daß wir an einer Reportage über die Kosmetik-Industrie arbeiten. Deshalb lag es auf der Hand, Sie als einen der Branchenführer zuerst zu besuchen.«

Fariac nickte.

Natürlich hütete Bill Conolly sich, den wahren Grund ihres Besuches zu nennen. Der lag ganz anders. Es ging um John Sinclair. Seit seinem plötzlichen Verschwinden hatten Bill, Suko und auch Jane keine ruhige Minute mehr. Sir Powell, Superintendent bei Scotland Yard und Johns Chef, hatte von einer Großfahndung abgesehen.

Wie auch bei den anderen stand für ihn fest, daß Sinclairs Verschwinden nicht mit einem normalen Kidnapping zu vergleichen war. Dafür bearbeitete John Sinclair zu extreme, aus dem Rahmen fallende Fälle. Alle nahmen an, daß finstere Mächte ihre Hände im Spiel hatten, denn der Spitzel, mit dem sich Sinclair getroffen hatte, sprach auch von der Fariac-Kosmetik-Firma. Dieses war den anderen inzwischen zu Ohren gekommen.

Deshalb setzten sie den Hebel bei Fariac persönlich an.

Sie gaben sich harmlos; aus diesem Grunde ließen sie auch die Firmengeschichte über sich ergehen, die Fariac ihnen darlegte. Er schilderte seine Produkte, sprach über Expansion und Verkaufsentwicklung, ging aber nicht in Details.

Dann war Jane an der Reihe. »Wie ich hörte, haben Sie mehrere Werke?«

»Das stimmt.«

»Dürften wir die Anzahl wissen?«

»Das ist einfach. Hier in London sind unsere Hauptwerke. Wir haben allerdings auch Filialen. Eine in Deutschland, am Rhein, dort, wo er am schönsten ist. Kennen Sie den Loreley-Felsen?«

»Wir haben davon gehört«, erwiderte Jane.

»Dort gegenüber befindet sich meine Filiale.«

»Und die in London?« fragte die Detektivin.
»Wie meinen Sie?«
»Ich möchte gern wissen, wie viele Filialen sich in unserem Raum befinden.«
»Drei.«
»Haben Sie die am Hafen auch mitgezählt?«
Fariac überlegte einen Augenblick. Seine Stirn warf leichte Falten.
»Wie kommen Sie darauf?«
»Ich habe davon gehört.«
»Ach so. Diese Filiale ist keine in dem Sinne. Wir unterhalten dort ein Forschungslabor. Unsere Mitarbeiter beschäftigen sich dort mit der Neuentwicklung interessanter Produkte.«
»Darf man das Labor besichtigen?« hakte Jane nach.
Gordon Fariac wiegte den Kopf. »Ungern. Das hat nichts mit Mißtrauen im eigentlichen Sinne zu tun, aber gerade in der Kosmetik-Branche gibt es einen unerhört harten, manchmal auch schmutzigen Konkurrenzkampf, so daß wir gezwungen sind, unsere Forschungsstätten vor den Blicken Dritter zu schützen.«
»Das verstehe ich«, sagte Jane. »Trotzdem hätte es uns natürlich interessiert.«
»Vielleicht später mal.«
Jetzt war Bill wieder an der Reihe. »Ich hörte, daß in dieses Labor eingebrochen wurde.«
Nach der Frage entstand eine Pause. »Wer hat Ihnen das denn gesagt?« erkundigte sich Fariac.
Bill lächelte mokant. »Auch ich habe meine Beziehungen. Den Namen möchte ich nicht verraten.«
»Es stimmt nicht, Mr. Conolly. Ihr Informant hat Ihnen einen Bären aufgebunden und sie schlichtweg belogen.«
»Kann das nicht auch eine Zweckbehauptung Ihrerseits sein, Mr. Fariac? Nicht jeder gibt gern zu, daß seine Firma durch Betriebsspionage unterwandert ist.«
»Sie befinden sich auf einer falschen Fährte!« erwiderte der Fabrikant scharf.
»Dann entschuldigen Sie.« Fariac lächelte wieder. »Sie können den Reporter eben nicht verleugnen, Mr. Conolly. Und ich versichere Ihnen, in meiner Fabrik ist nicht eingebrochen worden.«
Jane wechselte das Thema. »Wie stehen Ihre Mitarbeiter zu Ihnen und der Firma?«
»Ausgezeichnet.«
»Können Sie das präzisieren?«
»Unsere Fluktuation ist gering. Wir haben Angestellte, die seit den Anfängen bei uns sind, und das Betriebsklima gilt als anerkannt gut. Besonders gefragt sind unsere bunten Abende und die Ausflüge.«

»Betriebsausflüge?« hakte Jane nach.
»Ja und nein. Diese Ausflüge haben den Sinn, den Zusammenhalt der einzelnen Beschäftigten zu fördern. Jeder soll jeden kennenlernen. Es macht wirklich Spaß.«
»Das glaube ich Ihnen«, gab Jane zu.
Fariac lehnte sich zurück. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Miß Collins. Fahren Sie doch mit.«
»Auf dem Betriebsausflug?«
»Warum nicht?«
Jane warf Bill einen schnellen Blick zu. Der hob nur die Schultern.
»Ihr Kollege ist selbstverständlich miteingeladen«, erklärte der Fabrikant.
»Und wann soll die Reise losgehen?« fragte Jane.
»Heute.«
»Was?«
Fariac schaute auf seine Uhr. »In zwei Stunden treffe ich mich mit zehn verdienten Mitarbeitern am Flughafen. Wir werden an den Rhein fliegen, dort der Filiale einen Besuch abstatten und anschließend in einer alten Burg übernachten.«
»Das ist allerdings ungewöhnlich«, murmelte die Detektivin.
»Sagen Sie ja!«
Bill nahm Jane Collins die Entscheidung ab. »Ich bin einverstanden«, erklärte er.
»Bravo, Mr. Conolly. Und Sie?« Fariac schaute die Detektivin an.
»Wenn mein Kollege schon zugestimmt hat, kann ich mich nicht dagegen stellen.«
Gordon Fariac lachte. »Fantastisch, dann darf ich Sie jetzt schon für zwei Tage in der Fariac-Familie willkommen heißen. Sie werden sehr viel Spaß bekommen. Dafür garantiere ich.« Er schaute auf seine Uhr. »Leider müssen Sie mich jetzt entschuldigen, ich habe einen wirklichen Grund. Und Sie werden noch packen wollen. Wenn es geht, nehmen Sie bitte ein Abendkleid mit.«
»Wird gemacht«, erwiderte Jane.
Sie und Bill erhoben sich.
Fariac reichte ihnen die Hand. »Wir sehen uns dann am Flugplatz. Auf der Reise können Sie fragen, was Sie wollen. Ich stehe Ihnen gern zur Verfügung. Und der Abend wird Ihnen immer im Gedächtnis bleiben, das weiß ich von meinen Mitarbeitern.«
»Ich freue mich«, sagte Jane.
Sie durchquerten das Vorzimmer und wurden von der Sekretärin nach unten begleitet.
»Fahren Sie auch mit?« fragte Bill.
»Natürlich.«
»Sind die Ausflüge wirklich so fantastisch?«

Vor der großen Glastür blieben sie stehen. »Noch besser, Mr. Conolly. Gordon Fariac gibt sich wirklich Mühe.«
»Ist seine Frau auch dabei?« wollte Jane wissen.
»Nein, Mr. Fariac ist Junggeselle.« Die schwarzhaarige Dame mit den hellen Strähnen im Haar drohte scherzhaft mit dem Finger.
»Sehen Sie sich vor, Miß Collins. Gordon Fariac ist sehr charmant.«
»Das habe ich bemerkt.«
»Du willst John doch nicht untreu werden«, sagte Bill Conolly, als sie draußen waren und auf den Porsche des Reporters zuschritten.
»Wer weiß…« Jane lächelte spitzbübisch, wurde aber schnell wieder ernst, denn ein Spaß war dieser Fall nicht.
Eine breitschultrige Gestalt löste sich aus der Deckung einer Parkplatzleuchte.
Suko.
Er schlenderte über den glatten Beton mit den abgeteilten Parktaschen heran. Suko war als Wache vor dem Werk zurückgelassen worden. Neben Bill blieb er stehen und legte seine Hand auf das kalte Dach des Wagens.
»Und? Neuigkeiten?«
»Steig ein«, sagte Bill nur.
Suko klemmte sich auf den schmalen Notsitz, während Jane neben dem Reporter Platz nahm.
Auf der Fahrt zum Yard Building berichtete Bill Conolly. Der Chinese zeigte sich überrascht, als er hörte, daß beide zu einem Betriebsausflug eingeladen waren.
»Und ihr habt wirklich zugesagt?«
»Ja, warum nicht?«
»Aber das ist eine Strecke. Himmel, Deutschland, der Flug und…«
»Du vergißt den Ort, wo das Fest stattfindet. Das ist ein altes Schloß.«
»Na und?«
»Ich weiß nicht«, sagte Jane, »aber irgendwie habe ich das Gefühl, daß mit diesem Fariac etwas nicht stimmt. Er ist zu glatt, zu kalt. Man kommt an ihn nicht heran. Außerdem ist mir seine ungesunde Gesichtsfarbe aufgefallen. Manager seines Schlages sehen immer solariumbraun aus. Er nicht.«
»Du hältst ihn für einen Vampir?« fragte Bill Conolly direkt.
»Ich weiß nicht.«
»Das werde wir ja feststellen«, lächelte der Reporter. »Bestimmt will er mit dir tanzen, dann bekommst du seinen Kuß zu spüren.«
»Hör auf.«
»Die Frage ist nur«, sagte Suko, »welch eine Verbindung zwischen Fariac und John Sinclair besteht.«
»John ist immerhin in die Fabrik eingedrungen«, erwiderte Bill.
»Damit steht aber noch nicht das Bindeglied zwischen den beiden

Männern persönlich fest. Mit dem Einbruch hatte er nur die Firma gemeint.«

»Stimmt auch wieder«, gab der Reporter zu.

»Ich überlege etwas anderes«, meinte Jane und zündete sich gedankenverloren eine Zigarette an.

»Und was?« fragte Bill.

»Die Sache verlagert sich nach Deutschland. Sollten wir nicht Kommissar Mallmann Bescheid sagen?«

Suko nickte, doch der Reporter schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall«, sprach er dagegen.

»Und warum nicht?«

Bill hielt vor einer Ampel und schaute Jane an. »Weil wir Mallmann nicht nervös machen können. Es steht ja noch nichts fest. Wir tappen nach wie vor im dunkeln, fallen gewissermaßen ins Leere. Oder hast du etwas Greifbares?«

Jane schaute auf die über die Straße laufenden Menschen.

»Nein«, murmelte sie.

»Na bitte.«

»Aber Johns Verschwinden ist schlimm genug«, widersprach sie.

»Deshalb können wir aber Mallmann nicht mobilmachen. Zudem haben wir keinerlei Beweise, daß sich der Fall nach Deutschland verlagert.« Bill startete wieder.

»Aber der Betriebsausflug…«

»Ist eine völlig normale Sache. Das kann sich alles als ganz harmlos herausstellen. Eine Burg, Geisterstimmung, Kerzenschein, toll. Aber Vampire, echte, meine ich, dazu brauchen wir Beweise.«

»Ich habe so ein Gefühl. Zudem solltest du dich mal zurückerinnern. Damals in Rumänien, als du Ehrengast auf der Vampirhochzeit gewesen bist, lief der Fall doch ähnlich. Da stand auch eine Reisegruppe im Mittelpunkt.«

»Stimmt«, gab Bill zu. »Es muß aber hier nicht genauso sein.«

»Ich jedenfalls habe ein komisches Gefühl«, sagte die Detektivin. »Und dabei bleibe ich.«

»Wie du willst.«

»Auf jeden Fall würde ich euch raten, einige Waffen mitzunehmen«, schlug Suko vor.

»Das sowieso.« Bill nickte.

Zehn Minuten später hatten sie das Yard Building erreicht. Sie ließen den Porsche auf dem Parkplatz stehen und fuhren hoch zu Superintendent Powell.

Der empfing sie sofort.

Bill rückte mit der Neuigkeit heraus. Auch Sir James war damit einverstanden, daß beide an dem Ausflug teilnahmen. Jane fiel ein Stein vom Herzen.

»Und Sie bleiben hier, Suko?« fragte der Superintendent.
»Ja, Sir.«
»Bezwecken Sie etwas Besonderes damit?«
Der Chinese nickte. »Mir geht dieses Labor nicht aus dem Kopf. Dort möchte ich mich nämlich ein wenig umsehen.«
Sir James Powell nickte. »Ich habe nichts dagegen«, erwiderte er.
Er schaute Bill und Jane an. »Ihnen wünsche ich viel Glück«, sagte er. »Ich glaube, das können wir alle gebrauchen.«
Mit dieser Meinung stand Sir James nicht allein.

***

Vergangenheit

Als sich Karel nicht sofort duckte, zog ich ihn zu Boden. »Bleib hier hocken!« zischte ich.
»Ja«, hauchte er.
Auch ich ging auf Tauchstation, spitzte aber die Ohren und achtete auf jedes Geräusch.
Das Rascheln verstärkte sich. Wahrscheinlich würden sich immer mehr Vampire in Fledermäuse verwandeln und sich dann alle auf uns stürzen.
Ich blieb auf den Knien hocken und wartete auf den ersten Angriff. Sekunden vergingen.
Hinter mir hörte ich das schwere Atmen des jungen Marek. Klar, er war nervös, zitterte, wahrscheinlich hatte er auch noch nie gegen einen Vampir gekämpft.
Leider konnte ich nichts sehen, und deshalb ging ich bewußt das volle Risiko ein.
Ich knipste die Lampe an.
Der dünne Strahl zerschnitt die Dunkelheit und traf genau das Gesicht eines Vampirs, der sich uns entgegenstürzen wollte.
Ich feuerte.
Der peitschende Knall zerriß mir fast das Trommelfell und jagte als Echo durch den Turm. Ich hatte getroffen.
Sehr gut sogar.
Die geweihte Silberkugel war in den Körper des Vampirs gedrungen, dicht unterhalb des Halses, und augenblicklich begann das Silber sein zerstörerisches Werk.
Die Fledermaus löste sich auf.
Sie flatterte ein paarmal, doch ihre Flügel wurden bereits zu Staub, der langsam nach unten sank.
Dann schoß ich noch einmal.
Die nächste Kugel traf den Blutsauger, der die Treppe mit seinem Körper abdeckte.
Das Geschoß fegte mitten in sein verzerrtes Gesicht und hieb ihn die

Stufen hinunter.
»Komm!« schrie ich Karel zu.
Wir hatten plötzlich freie Bahn, und ich wollte so rasch wie möglich von der Plattform weg.
Drei Vampire waren noch übriggeblieben. Auch die konnten uns gefährlich werden, aber erst einmal waren wir weg.
Ich stolperte die Stufen hinunter, knallte mit der Schulter gegen die Wand, fing mich wieder und lief weiter. Die Lampe hatte ich nicht mehr eingeschaltet. Im Dunkeln bewegte ich mich voran und hörte hinter mir einen Schrei.
In den Schrei mischte sich das Schlagen der großen Schwingen.
Mir stockte der Atem.
Karel wurde von einer Fledermaus angegriffen. Ich machte mich klein, kreiselte herum und ließ die Bleistiftlampe brennen.
Man konnte nicht viel sehen, aber ich bekam mit, daß der junge Marek rücklings auf den Stufen lag und ein Riesenvampir über ihm hockte und ihn attackierte.
»Nimm den Pfahl!« brüllte ich.
Ich weiß nicht, ob er mich gehört hatte. Auf jeden Fall reagierte er, riß den linken Arm hoch, und ich sah den Pfahl durch den schmalen Lichtstreifen huschen.
Dann stieß er zu.
Und traf!
Der Pflock, aus dem Holz einer Eiche geschnitzt, drang dem Riesenvampir in die Brust. Bis zur Hälfte blieb er stecken, und ich mußte wieder an die Szenen denken, als mir der Pfahl überlassen worden war. Daß es ihn in meiner Zeit nicht mehr gab, war für mich fast unbegreiflich.
Der Vampir zuckte. Er hing an dem Pfahl, zuckte und schlug wild um sich.
Er traf auch den am Boden liegenden Karel, aber die Schläge hatten längst nicht mehr die Wucht. Der Vampir verlor viel Kraft, seine Flügel lösten sich langsam auf…
Noch zwei Vampire!
Einer davon griff mich an. Ich hatte einen Fehler gemacht und mich ablenken lassen, das mußte ich nun bitter bereuen.
Plötzlich prallte die Bestie gegen mich. Es war ein wuchtiger Stoß, dem ich nichts entgegenzusetzen hatte und der mich auch aus dem Gleichgewicht brachte.
Ich kippte die Treppe hinunter, wollte mich noch an der Wand abstützen, doch meine Hand fuhr nur über die rauhe Fläche und rutschte daran ab.
Instinktiv krümmte ich meinen Körper, machte mich so klein wie möglich und hielt Lampe als auch Beretta fest.

Fast wie eine Kugel rollte ich die steile Treppe hinunter. Ich hörte Karel schreien, über mir flatterte der verdammte Vampir, und ich wußte nicht, wie ich aus dieser Situation wieder herauskommen sollte. Wie ein Berserker kämpfte ich, spürte die scharfen Krallen, und es gelang mir zum Glück, meinen Hals zu schützen.

Plötzlich schrie und fauchte der Vampir wütend auf. Danach flatterte er hoch, und ich kam nach ein paar weiteren Stufen endgültig zur Ruhe.

Keuchend blieb ich liegen, rollte mich auf die Seite und leuchtete die Stufen hoch.

Dort hockte die Bestie.

Aber sie kam nicht mehr hoch. Ein Flügel zerfiel bereits zu Staub.

Obwohl ich nicht geschossen hatte, verging der Vampir. Der Grund wurde mir schnell klar.

Mein Kreuz!

Das hatte ihm den Rest gegeben, denn diese Waffe war ungeheuer mächtig. Sie hatte auch schon stärkere Dämonen getötet. Der Vampir war ein Nichts dagegen.

Die Verwesung schritt rasend schnell fort und machte auch vor dem Kopf keinen Halt. Das Gesicht, wenn man die Fratze als solches bezeichnen konnte, zerbröckelte. Staub und Knochen fielen zu Boden.

Jetzt war nur noch einer da.

Ich richtete mich auf und spürte den stechenden Schmerz in der Brust. Ich preßte die Hände auf meinen Brustkasten, atmete erst flach, dann tiefer durch.

Es klappte, gebrochen oder angeknackst war nichts. Aber wo steckte Karel Marek?

Ich sah ihn nicht, hörte ihn nur.

Kampfgeräusche drangen an meine Ohren. Sie klangen oberhalb von mir auf. Ich mußte wieder hoch.

Nur schwach erkannte ich die Schatten. Obwohl es zwei waren, zerschmolzen sie zu einem.

»Karel!« rief ich.

Er antwortete. Wild, entschlossen, haßerfüllt. »Ich pack ihn!« keuchte er. »Ich kriege die verdammte Bestie! Da, da, da…!« Es folgte ein hohles Wimmern, das mir einen Schauer über den Rücken jagte. Dann flog etwas Großes auf mich zu. Ich duckte mich, und die vergehende Fledermaus wischte über meinen Kopf hinweg.

Sie klatschte gegen die Wand. Dicht neben mir geschah dies. Ich bekam den Todeskampf noch mit. Verzweifelt versuchte sich der Blutsauger an dem rauhen Gestein festzuklammern, doch er schaffte es nicht. Er rutschte an der Wand entlang auf die Stufen und blieb dort liegen. Vor meinen Augen verging er.

Ich atmete auf.

Teufel, das war ein Kampf gewesen, aber wir hatten ihn überstanden. Auch die Lampe war nicht zerbrochen. Ich hielt den Arm hoch und schaltete sie ein.

Karel kam die Stufen herunter. Er ging dicht an der Wand, weil er dort eine Stütze fand. Sein Gesicht war verzerrt, den Pflock hielt er in der linken Hand.

Zwei Stufen vor mir blieb er stehen.

»Nun?« fragte ich.

Triumphierend hielt er den Pflock hoch. »Ich habe sie getötet!« keuchte er. »Ich habe ihn getötet! Endlich. Ich habe es geschafft! Jetzt bin ich ein würdiger Erbe!«

»Ja, das bist du.«

»Sind alle vernichtet?« erkundigte er sich.

»Ich glaube.«

»Dann können wir uns ja diesen Fariac vornehmen. Auf ihn wartet ebenfalls mein Pfahl.«

»Langsam, langsam«, beschwichtigte ich. »Dieser Vampir-Graf ist nicht so harmlos wie diese Riesenfledermäuse. Der wird sich wehren, kennt alle Tricks und Kniffe. Du darfst durch die ersten Erfolge nicht übermütig werden, Karel. Wir haben Glück gehabt, unverschämtes Glück. Und du hattest eine Waffe, denk daran. Wäre ich nur bewaffnet gewesen, hätte es anders ausgehen können.«

Er nickte.

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und spürte, wie er zitterte. »Trotzdem hast du dich tapfer gehalten«, lobte ich ihn.

Karel schluckte. Dann räusperte er sich. »Gehen wir weiter?« fragte er.

»Natürlich, sicherlich kommen unsere Verfolger gleich und schauen nach, was mit den Vampiren geschehen ist. Die rechnen doch damit, daß man uns gekillt hat.«

Wir schritten die Treppe nebeneinander her in die Tiefe. Die erste Gefahr war gebannt. Was würde uns als nächstes erwarten? Und wo fanden wir Ilona Marek?

Karel dachte ebenfalls an seine Schwester, denn er fragte: »Ob sie wohl noch lebt?«

»Ich hoffe es.«

»Wenn nicht, dann…« Er verstummte, aber ich konnte ihn verstehen. In ihm mußte eine Hölle toben. Aber auch mir war das Mädchen nicht gleichgültig. Nicht daß ich mich in die Kleine verliebt hätte, aber das Band der Sympathie war längst zwischen uns beiden geknüpft. Sollte Ilona wirklich zu einem Vampir geworden sein, dann gab es keine andere Möglichkeit, dann *mußten* wir sie pfählen!

Davor fürchtete ich mich.

Wir bekamen fast einen Drehwurm, so tief ging es hinunter.

Längst mußten wir das Erdbodenniveau unter uns gelassen haben.
Sicherlich befanden wir uns schon in den Gewölben dieser Burg.

Ich sprach die Vermutung aus, und Karel gab mir recht.

Endlich sahen wir das Ende der Treppe. Sie endete in einem Gewölbe, das breiter war als der Turm selbst.

Ich knipste wieder die Lampe an und schaute mich um.

Nackte, kahle Wände. Dicke Quader, die eine Ewigkeit halten würden. Es roch muffig, war feucht, und Spinnweben hingen wie Netze an den Wänden. Wenn der schmale Lampenstrahl sie traf, dann glitzerten sie auf.

Hier mußte es doch irgendeine Tür geben, einen Ausgang, was weiß ich. Ich ließ den Strahl weiterwandern. Tatsächlich, wir sahen vor uns eine dicke Bohlentür.

Mit einem Riegel war sie gesichert.

Aber auf unserer Seite.

Karel packte ihn mit beiden Händen. Den Vampirpflock hatte er weggesteckt.

»Ich schaffe es nicht«, keuchte er.

Das verdammte Ding hatte Rost angesetzt. Gemeinsam machten wir uns an die Arbeit, und es gelang uns, den Hebel tatsächlich zur Seite zu schieben.

Rost rieselte ab, der Riegel knirschte und ächzte, aber er rutschte weiter.

Geschafft!

»Bleib zurück«, flüsterte ich Karel zu, der sich widerspruchslos meinen Anordnungen fügte.

Ich nahm die Beretta in die rechte und zog mit der linken Hand die Tür auf.

Sie quietschte erbärmlich in den Angeln. Unwillkürlich verzog ich das Gesicht. Manche Leute bekommen von so etwas eine Gänsehaut, ich hatte mich an diese Dinge gewöhnt.

Hinter der Tür lag ein breiter Gang. Allerdings war er nicht sehr hoch, mein Kopf glitt soeben eine Handbreit unter der Decke her, an der es feucht schimmerte.

Wir konnten nur in die eine Richtung gehen, und ich nahm an, daß wir parallel zur Burgmauer schritten.

Stockfinster war es. Und eine schlechte Luft umgab uns, die kaum zu atmen war.

Ich ließ die Lampe nur hin und wieder aufblitzen, weil ich die Batterie schonen wollte.

Als ich sie wieder einmal anknipste, waren wir nur noch zwei Schritte von einer Mauer entfernt.

Sofort blieb ich stehen.

Karel stieß gegen mich. »Was ist?«

Ich gab keine Antwort, sondern drehte mich nach links, denn dort führte der Gang weiter. Allerdings jetzt von der Mauer weg.

Wir näherten uns dem Burghof.

Der Gang wurde schmaler. Auch war die Decke nicht mehr so hoch, und wir mußten gebückt laufen.

Nur unser Atmen und das Knirschen der eigenen Schritte waren zu hören. Ansonsten Stille.

Und dann fanden wir wieder eine Tür. Sehr schmal diesmal, aber leicht zu öffnen.

Vorsichtig zog ich sie auf, schob zuerst meine rechte Hand mit der Beretta durch den Spalt, und als nichts geschah, folgte ich selbst.

Das Licht zweier Kerzen blendete uns, da wir aus der absoluten Dunkelheit kamen.

Die Kerzen standen nicht allein im Raum. Sie gaben dem prunkvollen Sarg den nötigen Rahmen.

Einem leeren Sarg!

Trotzdem waren wir sicher, auf Anhieb die Ruhestätte des Grafen gefunden zu haben.

»Hier schläft er tagsüber«, flüsterte Karel. »Verdammt, hier ist seine Ruhestatt.«

Ich hörte gar nicht hin, sondern machte die nächsten Schritte in die »Schlafkammer« des Vampirs.

Niemand erwartete oder lauerte uns auf. Dieses unterirdische Verlies war leer. Nackt und kahl präsentierten sich die Wände.

Ganz hinten entdeckte ich eine schmale Tür.

Der zweite Ausgang.

Ich lächelte, als ich in den Sarg schaute. Er war mit rotem Samt ausgelegt, und am Kopfende lag ein schmales Kissen, auf das sich der Vampir betten konnte.

Der Boden bestand aus großen Steinplatten, doch zwischen den einzelnen Fugen waren oft mehrere Fingerbreiten Platz. Als hätte der Handwerker nicht richtig gearbeitet.

»He, John!«

Ich drehte mich um, als ich die Stimme des jungen Marek hörte.

Karel deutete zur Decke.

Ich hob ebenfalls den Blick und sah direkt über dem Sarg einen Glaseinsatz. Allerdings konnte ich nicht sehen, was sich darüber befand, denn das Glas war mit einem dunklen Gegenstand, wahrscheinlich einem Tuch, abgedeckt worden. Seltsam…

Aber wir sollten noch mehr seltsame Dinge entdecken. Wieder war es Karel, der quer durch das Verlies auf die Tür zuschlich und sie öffnete, wobei er seine Waffe stoßbereit in der rechten Hand hielt.

Ich blieb zurück und kam erst nach, als ich seinen erstaunten Ruf vernahm.

Dann war ich bei ihm.
Wir waren in einer weiteren Kammer gelandet. Allerdings kleiner als das Verlies, in dem der Vampir-Graf lag.
Sie war auch nicht leer.
Mehrere Holzbalken lagen dort wirr übereinander.
Ich leuchtete sie ab. Und dabei kam mir eine Idee. Sie war so gut, daß ich lachen mußte.
»Was ist los?« fragte Karel.
»Mir ist gerade etwas eingefallen. Paß mal auf.« Ich erklärte ihm meinen Plan, und er war begeistert.
»Wenn das klappt, John, dann…«
»Es muß klappen. Komm, faß mit an. Wir werden dem blutsaugenden Burschen schon einiges versalzen.« Ich lachte wieder laut auf. Diese Reaktion war auch eine Entladung der Spannung.
Gemeinsam trugen wir die Holzlatten in das Vampirverlies. Dort rammten wir die längeren in die sich zwischen den Steinen befindlichen Spalten.
Sechs Latten schafften wir so heran.
Zufrieden betrachteten wir unsere Arbeit im Schein der brennenden Kerzen.
»Die Hälfte fehlt noch«, sagte der junge Marek.
Er meinte die Querhölzer, denn wir hatten nichts anderes vor, als sechs Kreuze zu bauen, die wir vor den Sarg aufstellten, so daß der Blutsauger sie ansehen mußte, wollte er in seine Totenkiste steigen.
Hinzu kam, daß das Holz vom Material her beste deutsche Eiche war. Und davor hatte der Vampir eine Heidenangst.
Die Querhölzer waren leichter. Wir trugen jeweils drei zusammen in das Verlies.
Nur hatten wir keine Nägel, mit denen wir die provisorischen Kreuze zusammenhämmern konnten. Aber auch da gab es eine Lösung. Bevor ich mich versah, hatte Karel schon Jacke und Hemd ausgezogen. Darunter trug er ein Unterhemd mit langen Ärmeln.
Ich nahm mein kleines Taschenmesser und schnitt Streifen aus dem Hemd. Karel schaute staunend auf das Messer. Nachdem ich fertig war, schenkte ich es ihm.
Begeistert ließ er die Klinge aus dem schmalen Spalt schnellen.
»Was es bei euch nicht alles gibt«, murmelte er.
Ich hob die Schultern. »Tja, mein Lieber, ich stamme eben aus einer anderen Zeit.«
Dann machten wir uns wieder an die Arbeit. Wir banden mit den Hemdstreifen die Querhölzer fest und hofften, daß sie auch halten würden. Ein paarmal schlangen wir die Knoten fest. Ich drückte probehalber auf die beiden Seiten der Hölzer und war zufrieden.
Sie hielten.

Großes Aufatmen.
»Und jetzt suchen wir den verdammten Vampir-Grafen«, knirschte Karel Marek.
Ich stieß ihn an. »Sei mal still.«
Er verstummte und richtete, wie auch ich, den Kopf in Richtung der Decke.
Das Kerzenlicht warf dabei tanzende Schatten über unsere Gesichter und gaben ihnen einen dämonischen Anstrich.
»Hörst du nichts?« flüsterte ich.
»Doch.«
Wie auch ich, nahm Karel Marek den schauerlichen Gesang wahr, der in dem Raum über uns aufklang…

***

»Ich muß zurück«, sagte die Zigeunerin Ilona und blieb abrupt stehen, so daß Katharinas Hand von ihrem Arm rutschte.
Ilona sah dies und nutzte die Chance. Leichtfüßig lief sie auf ihr Zimmer zu, wo sie das wichtige Kleinod vergessen hatte.
Ihr kleines goldenes Kreuz, das Erbstück ihrer Mutter. Dieses Kruzifix sollte sie gegen Gefahren schützen, hatte die Mutter ihr immer wieder erklärt und ihr nahegelegt, das kleine Kreuz hoch in Ehren zu halten und nicht aus der Hand zu geben. Das hatte Ilona auch nicht getan. Auch nicht, als man sie entführte. Bis sie zu der Gräfin Katharina fand, die sie anscheinend schon erwartet hatte, denn sie zeigte sich keineswegs überrascht. Ilona war von der Gräfin angetan, obgleich sie sich auch ein wenig fürchtete. Katharina war die Frau des Grafen Fariac, von dem ein jeder wußte, daß er kein Mensch, sondern ein Geschöpf der Nacht – ein Vampir war.
Ilona Marek war zu geschockt gewesen, als sie der Gräfin gegenüberstand. Sie hatte genau das getan, was man von ihr verlangte.
Sie hatte durch die Glasplatte schauen dürfen und den Vampir in seinem Sarg liegen sehen, aber etwas hatte sie nicht getan.
Sich von dem kleinen Kreuz getrennt!
Laut Befehl der Gräfin hatte sie es wegwerfen sollen, doch durch einen Trick gelang es Ilona, das Kreuz in der Tasche ihres Rocks zu verstecken. Sie war in ein Zimmer geführt worden, wo Brunhilde, das stumme Mädchen, wartete. Ilona mußte sich ausziehen, war in den Waschzuber gestiegen und hatte sich einseifen lassen. Nach dem Bad bekam sie neue Kleidung, einen langen schwarzen Umhang, der innen mit roter Seide gefüttert war und dicht unter dem Hals von einer Spange gehalten wurde. Die Gräfin erschien und holte Ilona ab. Katharina drängte, und in der Eile hatte Ilona ihr Kreuz vergessen. Bis ihr dieses Versehen auf dem Gang wieder einfiel.

Deshalb lief sie zurück.

An der Tür holte die Gräfin sie ein. »Wir haben keine Zeit mehr!« zischte sie böse. »Der Graf wartet nicht gern. Wenn du ihn durch zu langes Fortbleiben beleidigst, kann dir niemand mehr helfen, auch ich nicht!«

Ilonas Hand zuckte zurück. Sie hatte die Tür aufstoßen wollen, doch die Gräfin zog sie kurzerhand wieder weg, und die Hand des Zigeunermädchens rutschte ab.

Katharina schaute Ilona an. »Du wirst dich daran gewöhnen müssen, zu gehorchen«, sagte sie kehlig.

Ilona nickte.

Ihre letzte Chance war vertan, das wußte sie genau. Das Kreuz würde ihr nicht mehr helfen.

Aus, vorbei…

Die Gräfin hielt jetzt ihren Arm fest, als sie den Gang hinunterschritten. Katharina schien etwas gespürt zu haben, und sie wollte kein unnötiges Risiko eingehen.

Vor der Treppe blieb sie stehen und schaute Ilona an. »Ich möchte dir etwas sagen, kleine Ilona.«

»Ja?«

»Dieses Schloß ist sehr groß«, erklärte Katharina. »Und darin kennt sich nur der aus, der schon jahrelang hier gelebt hat. Ich hörte, daß Männer eingedrungen sind, um dich, kleine Ilona, wieder zurückzuholen.«

»Oh, das sind bestimmt mein Vater und mein Bruder.«

»Ja, du hast recht. Aber es ist noch jemand dabei.«

Plötzlich leuchteten die Augen des Mädchens. »John Sinclair?«

Die Gräfin räusperte sich. »Ich weiß nicht, wie er heißt, aber du wirst wohl recht haben.«

»John ist ein berühmter Mann. Wenn jemand es schafft, dann nur er, das kannst du mir glauben.«

»Was sollte er schaffen?«

»Mich herauszuholen!«

»Ja, Kindchen.« Die Gräfin hob die Hand und streichelte mit ihren kalten Totenfingern Ilonas erhitzte Wange. »Das darf doch nicht wahr sein, was du da gesagt hast.«

Ilona nickte heftig.

»Willst du wirklich hier weg?«

»Ja.«

»Dazu ist es leider zu spät«, machte ihr die Gräfin klar. »Du bist auf diesem Schloß. Wir haben uns dafür entschieden, daß du bleibst. Du kannst nicht mehr weg. Außerdem wartet der Graf auf dich. Er ist schon sehr gespannt, denn du, kleine Ilona, wirst am heutigen Tag die Vampirtaufe, den Vampirkuß empfangen. Und auch dieser… dieser

John Sinclair kann dir nicht helfen.«

»Er ist aber ein großer Magier und ein bekannter Magister. Er hat Waffen, gegen die deine Vampire nicht ankommen. Das hat er mir selbst gesagt, und ich habe es auch gesehen. Er hat eine Pistole, die hintereinander schießen kann. Die silbernen Kugeln fliegen heraus und töten die Vampire.«

Die Gräfin hatte mit einem ungläubigen Ausdruck im Gesicht zugehört. »Nein«, sagte sie. »So etwas gibt es nicht. Auf keinen Fall. Das habe ich noch nie gehört.«

»John Sinclair kommt nicht aus dieser Zeit. Es ist ein Sendbote des Himmels, er kommt aus der Zukunft.«

Ilona versuchte, mit einfachen Worten meine Herkunft zu erklären, doch sie stieß bei der Gräfin nur auf schallendes Gelächter.

Weit riß Katharina den Mund auf, und zum erstenmal sah Ilona die beiden spitzen Eckzähne.

Die Gräfin war ebenfalls ein Vampir!

Bisher hatte das Mädchen es nur angenommen, nie hatte sie die Zähne gesehen, doch nun hatte sie den Beweis.

Ilona wurde noch blasser. Sie schluckte und preßte sich an das Geländer.

Angst flackerte in ihrem Blick.

Die Gräfin lachte schallend. Häme und Triumph klangen hindurch. »Damit hast du nicht gerechnet, kleine Ilona?« Sie ging vor und bekam Ilonas Schultern zu fassen. Weit ließ sie den Mund offen, beugte den Kopf vor, so daß sich ihr Gesicht dicht vor dem des Mädchens befand.

Ilona merkte den Modergeruch, der aus ihrem Rachen schlug. Es roch nach Grab, Fäulnis und Verwesung. Dem Mädchen wurde klar, daß die äußerliche Schönheit nur mehr eine Hülle war, denn in Wirklichkeit war diese Frau verfault, tot, eine leere Hülle.

Das Mädchen bog den Kopf zurück. Mit der oberen Hälfte des Oberkörpers hatte die Gräfin sie bereits über das Geländer gedrückt, und sie war ihr auch mit ihrem Gesicht gefolgt, doch sie biß nicht zu, obwohl sie den Mund geöffnet hielt.

»Nein, kleine Ilona, das überlasse ich dem Grafen. Du bist für ihn bestimmt, für ihn allein. Und er wird dich in seinem Sinne taufen. Sein schwarzes Blut wird auch in deinen Körper übergehen und dich zu einer Untoten machen.«

Jedes Wort traf das Mädchen hart.

Jetzt erst merkte Ilona richtig, in welch einer schlimmen Lage sie sich befand. Sie hatte keine Chance mehr, sie war von Feinden umzingelt. Eine Gelegenheit auszubrechen, gab es nicht.

Ilona Marek war jedoch in einer Zeit großgeworden, in der man nur dann überlebte, wenn man kämpfte. Das hatte sie gelernt, ihr Vater und ihr Bruder hatten es sie gelehrt. Du mußt dich wehren, Mädchen,

sonst wirst du gefressen.

An diese Worte dachte sie.

Und sie handelte.

Nie hatte die Gräfin mit Widerstand gerechnet, deshalb traf sie die Reaktion um so überraschender.

Ilonas Fuß fuhr hoch. Die Gräfin spürte zwar keinen Schmerz, aber die Wucht des Treffers schleuderte sie so weit zurück, bis sie mit dem Rücken gegen die Wand krachte. Der Hinterkopf schlug dabei gegen einen Bilderrahmen, und das schwere Gemälde wackelte. Es fiel aber nicht.

Ilona reagierte, bevor die Gräfin sie erreichen konnte. Sie dachte nicht an die Flucht nach vorn, rannte nicht die Treppe in unbekannte Gefilde hinab, sondern wollte nur ihr Kreuz. Das war wichtig, das sollte nicht verloren sein.

Das Zigeunermädchen hetzte zurück.

Knurrend richtete sich die Gräfin auf. »Ich kriege dich!« keuchte sie. »Ich kriege dich, warte, du Biest.« Augenblicklich nahm sie die Verfolgung auf.

Ilona hatte bereits einen Vorsprung herausgearbeitet. Leichtfüßig rannte sie über den Gang. Ihr Umhang flatterte zur Seite und gab einen Teil des Körpers frei. An Scham dachte das Mädchen nicht.

Ilona wollte sich nur retten.

Da war die Tür.

Und die Gräfin hatte sie nicht abgeschlossen, dieses wußte Ilona genau.

Wuchtig riß sie die Tür auf.

Fast wäre sie ihr sogar noch gegen den Kopf geprallt. Ilona konnte im letzten Moment ausweichen und tauchte in das dahinter liegende Zimmer.

Da sah sie Brunhilde.

An die Stumme hatte sie gar nicht mehr gedacht. Es waren also zwei Gegnerinnen, denn daß Brunhilde ihr helfen konnte, daran glaubte sie nicht.

Die Stumme war gerade dabei, Ilonas Kleidung zu sortieren. Als das Mädchen ins Zimmer stürzte, fuhr sie herum.

»Gib her!« schrie Ilona und war mit einem gewaltigen Sprung bei Brunhilde, um ihr die Kleidung zu entreißen, doch die drehte sich, und Ilona faßte ins Leere.

Da erschien die Gräfin.

Das Zigeunermädchen hörte ihr Lachen und reagierte sofort. Es faßte einen Stuhl an der Lehne, hob das Sitzmöbel hoch, kreiselte herum und schleuderte der Untoten den Stuhl entgegen.

Der krachte gegen ihre Brust.

Aufhalten konnte Ilona die Gräfin mit dieser Waffe nicht, wohl aber

ablenken und Zeit herausschinden, denn die brauchte sie, um an das Kreuz zu gelangen.
Sie warf sich der Stummen entgegen und riß ihr die Kleider aus den Händen.
Brunhilde stieß einige unartikulierte Laute aus und wollte nachgreifen. Ilona aber war schneller und wich zur Seite aus. Leider hing der Rock nicht so, daß sie direkt in die Tasche greifen konnte, er war ziemlich verknautscht, und Ilona mußte erst suchen, bis sie die Öffnung gefunden hatte.
Das kostete Zeit.
»Pack sie!« schrie die Vampir-Gräfin von der Tür her. »Los, Brunhilde, pack sie dir!«
Die Stumme gehorchte und machte gegen Ilona Front. In ihren Augen war kein Leben, sie folgte nur den Befehlen der Gräfin, wie eine Marionette.
Ilona wich zurück, während sie verzweifelt versuchte, ihr kleines Kreuz zu finden. Rückwärtslaufend durchquerte sie das Zimmer, gelangte an die Tür, die in den Nebenraum führte, wo der Waschzuber stand.
Dann hatte sie das Kreuz.
Sehr deutlich spürte sie das wertvolle Metall zwischen ihren Fingern, und ein Hoffnungsstrahl durchzuckte sie.
Jetzt konnte ihr die Gräfin nichts mehr anhaben. Vor dem Kreuz fürchtete sie sich, das hatte Ilona gemerkt.
Und die Stumme?
Sie stand an der Tür und schaute Ilona entgegen, die zwischen sich und dieser Brunhilde den Waschbottich gebracht hatte, in dem noch immer das Wasser schwappte.
Sie hatte das Kreuz. Zwischen zwei Fingern nur schaute es hervor, denn es war leider sehr klein.
Da erschien auch die Gräfin.
Hinter Brunhilde blieb sie stehen und schaute über deren Schultern in das Gesicht des Zigeunermädchens. Nichts mehr war von der kalten Überheblichkeit der Gräfin zurückgeblieben, sie war nur noch eine Furie, keuchte laut und fauchte wie eine Katze.
»Nimm es ihr weg!« giftete sie. »Nimm ihr das verdammte Kreuz weg!«
Die Stumme nickte, sie hatte den Befehl wohl verstanden.
Auch Ilona vernahm die Worte, und plötzlich hatte sie wieder Angst. Diese Brunhilde war kein Vampir, sie konnte das Kreuz ruhig anfassen, und sie war kräftig, hatte Arme, die an Teigrollen erinnerten, leicht gebogen und speckig.
Sie walzte vor.
»Bleib mir vom Hals!« schrie Ilona. »Los, geh weg, verschwinde

endlich!«

Brunhilde schüttelte den Kopf.

Sie ging weiter.

»Ja, hol es dir!« kreischte Katharina. »Hol dir das verdammte Kreuz und vernichte es.«

Brunhilde kam um den Zuber herum, während Ilona weiter zurückwich, den Wasserbottich aber stets zwischen sich und der Stummen ließ.

Bis Brunhilde zupackte.

Diese schnelle Bewegung war ihr kaum zuzutrauen. Ihre breiten Hände umfaßten den Bottichrand und hievten das Gefäß hastig hoch. Noch in der Bewegung kippte sie es um, und der Schwall Wasser ergoß sich dem Mädchen entgegen.

Ilona kam nicht so rasch weg. Der größte Teil traf sie gegen Bauch und Beine. Klatschnaß blieb das Gewand an ihrem Körper kleben, und die Gräfin lachte wild auf, als Ilona mit einem Schrei auf den Lippen zurückwich.

Brunhilde hechtete hinterher.

Diesmal schaffte es Ilona nicht, auszuweichen. Die schwere Frau fiel gegen sie, warf sie einfach um und nagelte sie mit ihrem Gewicht am Boden fest.

Sekundenlang war Ilona nicht fähig, sich zu rühren. Darauf hatte die Stumme gewartet.

Von den Worten der Gräfin eingeheizt – Brunhilde tat sowieso alles für diese Frau –, wollte sie Ilona besiegen. Mit der flachen Hand schlug sie in das Gesicht des Zigeunermädchens.

Ilona spürte den Hieb, der wuchtig geführt worden war und Sterne vor ihren Augen zerplatzen ließ.

Aber sie gab nicht auf.

Sie versuchte, die Beine anzuziehen und sie in den Leib der Stummen zu stoßen. Es war ein verzweifeltes Bemühen, denn das Gewicht der Frau war einfach zu groß.

Ilona schaffte es nicht.

Verzweifelt strengte sie sich an und mußte sich gefallen lassen, daß die dicken Finger der Stummen nach ihrer rechten Hand griffen, das Gelenk herumbogen und dabei versuchten, die Finger zu öffnen.

Ilona stemmte sich dagegen an, dann jedoch zuckte ein glühender Schmerz durch ihren Unterarm.

Schreiend öffnete sie die Faust.

Die Stumme stieß glucksende Geräusche aus, die wohl ein triumphierendes Lachen sein sollten. Sie wälzte sich von Ilona herunter und schleuderte das Kreuz vom Handteller weg. In einer Wasserlache blieb es liegen.

Der Kampf war noch nicht beendet.

Ilona versuchte es mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln.

Sie kratzte und biß, stieß mit dem Kopf, spie ihrer Widersacherin ins Gesicht und fluchte wild.

Es hatte keinen Zweck, diese Brunhilde war zu stark. Es sah mühelos aus, wie sie selbst aufstand und Ilona dabei hochzog. Mit der rechten Hand holte die Stumme aus.

Im nächsten Augenblick hatte Ilona das Gefühl, an ihrem Kopf wäre etwas explodiert. Sie wurde quer durch das Zimmer geschleudert, verlor jegliche Orientierung, fiel über die beiden Schemel, auf denen der Badezuber gestanden hatte, und prallte dann zu Boden.

Schluchzend blieb sie liegen.

Sofort war die Stumme wieder da. Brunhilde riß das Zigeunermädchen hoch und schleuderte es ihrer Herrin entgegen.

Die Gräfin fing ihr Opfer auf.

Und sie lachte böse, während sie Ilona durchschüttelte. »Das hattest du dir gedacht, kleine Hexe«, flüsterte sie.

»Du wolltest mich reinlegen, was? Aber nein, ich werde dich fertigmachen, und der Graf wird dein Blut schlürfen, bis er gesättigt ist, du kleine, miese Zigeunerin.«

Ilona merkte kaum, was mit ihr geschah. Zu sehr hatte sie noch mit den Nachwirkungen der Schläge zu kämpfen. Ihr Kopf schien auf das Doppelte angeschwollen zu sein, das rechte Handgelenk schmerzte, und das Blut rauschte in ihrem Kopf.

Die Gräfin wandte sich ab und schleuderte das Mädchen herum.

Ilona fiel durch die offene Tür und blieb auf dem Gang liegen. Dort kassierte sie einen wütenden Tritt, der ihr einen Schmerzensschrei entlockte.

Neben ihr blieb die Gräfin stehen. »Hoch mit dir, du kleine Zigeunerhure!«

Ilona quälte sich auf die Beine. Es war furchtbar. Sie konnte kaum Halt finden, aber die Gräfin kannte kein Erbarmen. Ihr Griff, mit dem sie das Gelenk des Mädchens festhielt, war wie eine eiserne Klammer. Sie nickte der stummen Brunhilde zu. »Gut hast du das gemacht, Brunhilde. Ich werde es dir nie vergessen.«

Die Stumme freute sich. Ihr Lächeln wirkte wie das Grinsen eines Raubtieres.

Die Gräfin aber schleifte ihr willenloses Opfer über den Gang.

Und diesmal war Ilona zu schwach, um Widerstand zu leisten.

Apathisch ließ sie alles über sich ergehen. Sie hatte sich in ihr Schicksal gefügt…

***

Wir standen eine halbe Minute still und lauschten gebannt dem Gesang über uns.

Sätze oder Worte konnten wir nicht verstehen, dazu war alles zu undeutlich, auch trennte uns die dicke Decke von den anderen.

Und durch die Glasplatte konnten wir auch nichts sehen. Sie blieb verdeckt.

»Worauf warten wir noch?« fragte der junge Marek. »Laß uns hochgehen und die Teufel besiegen!« Er schaute mich wild an und hielt wieder den Pflock in der Hand.

Der Meinung war ich auch. Nur wollte ich nichts überstürzen, denn dort über uns erwarteten uns sicherlich zahlreiche Gegner. Es hatte keinen Zweck, wie die Büffel hineinzustürzen und versuchen zu wollen, die ganze Gesellschaft zum Teufel zu schicken. Ich überprüfte noch einmal die Kreuze, bevor wir uns endgültig dem Ausgang zuwandten. Und zwar gingen wir dorthin, wo wir auch das Holz gefunden hatten. Dieser Raum hatte ebenfalls einen Ausgang, aber keinen normalen, keine Tür, sondern eine Klappe, eine Falltür, wenn Sie so wollen. Durch sie mußte auch der Vampir verschwinden.

Daß sie öfter benutzt wurde, war daran zu merken, wie leicht sie sich nach oben ziehen ließ. Praktisch ein Kinderspiel. Karel machte es mir vor.

»Wir können«, sagte er.

Wir hatten die Tür offengelassen. Sehr schwach nur drang der Widerschein der beiden Kerzen in dieses Verlies, so daß ich gezwungen war, die Lampe einzuschalten.

Eine schmale Steintreppe ohne Geländer führte in die Tiefe eines uns unbekannten Teil des Schlosses. Dort war es noch, feuchter und modriger.

Eine unheimliche Atmosphäre erwartete uns. Karel atmete heftig.

Der Weg in die Tiefe glich einem Alptraum.

Aber er mußte gegangen werden, wenn wir den Vampir schnappen wollten. Den anderen Weg konnte Fariac meiner Ansicht nach nicht genommen haben, dann wäre er uns sicherlich entgegengekommen. Außerdem wußte ich aus Erfahrung, daß gerade die Geschöpfe der Nacht sich immer Schleichpfade offenhielten.

Hier hatten wir einen solchen vor uns.

Es war ein großes Risiko, die schmale Treppe hinunterzusteigen.

Die Stufen waren glatt. Im Laufe der Zeit hatte sich eine schmierige Schicht dort gebildet. Dunkelgrün – eine Mischung aus Moos, Feuchtigkeit und Algen…

Ich ging zuerst.

Die kleine Lampe ließ ich eingeschaltet. Der dünne Strahl gab leider nur sehr wenig Licht, und Karel schlug vor, eine der Kerzen mitzunehmen, was ich allerdings ablehnte, denn die Kerzen sollten weiterhin die Ruhestätte des Blutsaugers beleuchten.

Ich zählte die Stufen nicht, denn ich konzentrierte mich darauf, nicht

auszurutschen.
Unbeschadet erreichten Karel und ich das Ende der Treppe.
Der junge Marek lachte leise.
»Was ist?« fragte ich.
»Wenn ich daran denke, wie dieser verfluchte Blutsauger sein Versteck vorfindet, kann ich mich nur freuen.«
Ich schwächte seinen Optimismus ab. »Noch sind wir nicht soweit, mein Lieber.«
»Was sollte uns hindern?«
Noch einmal redete ich ihm ins Gewissen. »Du darfst die fünf erledigten Fledermäuse nicht mit Fariac auf eine Stufe stellen, Karel. Das waren zwar auch Vampire, aber sie hatten längst nicht die Kraft des Grafen. Er ist ein Teufel, ein mit allen Wassern gewaschener Schwarzblütler, der jeden Trick kennt. Er wird erst seine Diener vorschicken und selbst versuchen, das Weite zu suchen. Ich kenne mich da aus, Karel. Glaube mir.«
Der junge Marek nickte.
Ich verstand ihn gut. Er hatte noch die Begeisterungsfähigkeit der Jugend, und das war früher ebenso wie heute. Ich wollte mich nicht als alt bezeichnen, aber ich hatte im Laufe der Jahre meine Erfahrungen im Kampf gegen die Wesen der Finsternis gesammelt und kannte sie sehr gut, daß ihre Gegenaktionen für mich gar nicht mehr so überraschend kamen.
Zum Glück war Karel einsichtig genug, daß er mir weiterhin die Führung überließ.
Wir mußten wirklich an der tiefsten Stelle des unterirdischen Teils dieses Schlosses angelangt sein, denn der Gang hier war schmal und eng.
Feuchtigkeit hatte sich wie ein Film auf die rohen, unbearbeiteten Steinwände gelegt, war dort kondensiert und als Wasser zu Boden geflossen, wo sich große Lachen gebildet hatten.
Unsere Füße patschten durch das Wasser. Doch diese Widrigkeiten nahmen wir gern in Kauf, wenn wir nur diesen verdammten Vampir töten und das Mädchen unbeschadet befreien konnten.
Zum Glück befand sich eine neue Batterie in meiner kleinen Lampe. Sie würde noch einige Zeit reichen.
Bisher hatten wir keine Tür entdeckt. Der Gang führte schnurgerade in die Tiefe der Burg. Auch die Wände blieben feucht, sie wuchsen auch nicht zusammen, behielten den gleichen Zwischenraum.
Dann machte der Gang einen Knick.
Endlich!
Rechts herum ging es in die Kurve. Ich leuchtete hinein und sah im schmalen Schein des Lichtspeeres abermals eine Treppe. Auch sie war aus rohen Steinen zusammengelegt und hatte kein Geländer. Die

Treppe führte in die Höhe.
Wer sagte es denn!
Ich übernahm wieder die Führung.
Diesmal würden wir sicherlich unserem Ziel näher kommen.
Die Treppe mündete vor einer alten, schief in den Angeln hängenden Tür, deren Holz schon längst verfault war und einen muffigen Geruch ausströmte.
Unser Ziel würden wir hinter der Tür nicht finden, denn wir vernahmen keine Stimmen und keinen Gesang. Es sei denn, die Sänger wären verstummt.
Ich zog die schiefe Tür auf.
Daß sie mir dabei nicht aus der Hand fiel, grenzte fast an ein Wunder.
Einen halben Schritt hinter der Tür blieb ich stehen und schnaufte durch die Nase.
»Was ist?« wisperte Karel.
»Riechst du nichts?«
Auch er schnüffelte. »Widerlich«, murmelte er. »Was ist das nur? Eine Mischung aus Friedhof und elegantem Damensalon.«
Die Bezeichnung war gar nicht so untreffend. Es roch tatsächlich penetrant. Moder für den Friedhof und Parfümgeruch für den Damensalon.
Gerade diese Mischung war irgendwie verrückt. Sie mußte jedoch eine Bedeutung haben.
»Bleib du mal hier an der Tür«, warnte ich den jungen Marek.
»Ich schaue mich ein wenig um.«
Ohne seine Antwort abzuwarten, ging ich vor. Der Boden unter meinen Schuhen war glatt. Im Gegensatz zu dem des unterirdischen Ganges. Ich hatte die Lampe angeknipst und leuchtete langsam in die Runde.
Der Raum war nicht leer. Zuerst sah ich die Wände. Und dort immer das gleich Bild.
Fünfmal war es vorhanden.
Alle fünf Bilder zeigten das häßliche Vampirgesicht des Grafen Fariac.
Ich leuchtete das mir am nächsten hängende ab und ließ den feinen Strahl dann tiefer wandern.
Direkt unter dem Bild stand das, was man mit Vampiren immer in Verbindung brachte. Ein offener Sarg!

***

Ich pfiff durch die Zähne. Die Totenkiste war längst nicht so prunkvoll wie die, in der Fariac lag. Aber auch sie war pechschwarz angestrichen.

Karel Marek hatte den Sarg natürlich auch gesehen. Jetzt war er nicht mehr zu halten, sondern ging an mir vorbei.

»Da sind noch mehr Särge«, hörte ich seine Stimme aus dem Dunkeln und dann einen ärgerlichen Fluch.

»Was ist?« fragte ich.

»Ich bin gegen einen dieser Särge gestoßen. Sie stehen hier überall.«

»Warte, ich komme.«

Die kleine Lampe gab soviel Licht, daß ich, als ich in die Runde leuchtete, weitere Särge erkannte.

Ich zählte sie nach.

Es waren fünf.

Fünf leere Särge. Schwarz gestrichen. Und sie waren es auch, die den widerlichen Moder-Parfümgeruch verströmten, der unseren Nasen so gar nicht gefiel.

»Da stehen sogar Namen«, sagte Karel Marek. Seine Stimme klang aufgeregt.

Ich leuchtete genauer hin und ließ den Lichtspeer an das Fußende der ersten Totenkiste wandern.

Karel hatte nicht gelogen.

Halblaut las ich vor. »Marika…«

Dann leuchtete ich die anderen Fußenden der Särge ab und fand noch vier weitere Mädchennamen: Martha, Constanze, Johanna und Frederike.

Fünf Mädchennamen – fünf Schicksale.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte Karel Marek.

Die Antwort war einfach. »Jeder Vampirfürst braucht seine Diener. Weibliche für seine persönliche Umgebung, männliche als Kämpfer, um ihn abzuschirmen. Die Frauen kann er für sich beanspruchen. Zumeist sind es schöne Mädchen, die er sich aussucht.«

»Wie Ilona…«

Ich nickte. »Ja, wie sie.«

Karel schluckte. Er trat an den ersten Sarg heran und schaute hinein. »Der ist auch mit Stoff ausgelegt«, meldete er. »Und dieser seltsame Geruch entströmt den Kissen.«

Auch dafür hatte ich eine Erklärung. »Viele Dienerinnen sind schon uralt. Sie leben bereits einige Jahrhunderte. Ihre Körper wären längst vermodert, wenn sie nicht immer wieder Menschenblut trinken würden. Um diesen Blut- und Modergeruch zu überdecken, bespritzen sie sich und ihre unmittelbare Umgebung mit Parfüm.«

»Ja, John, das kann stimmen.« Karel schüttelte sich. »Widerlich. Und wenn ich daran denke, daß für Ilona auch solch ein Sarg reserviert sein soll…«

»Noch ist es nicht soweit«, beruhigte ich ihn.

»Das sagst du so.«

Ich leuchtete inzwischen die Felsenkammer ab. Dabei schaute ich mir die Bilder genauer an. Er war ein Vampir aus dem Bilderbuch.

Bram Stoker hatte ihn nicht besser beschreiben können. Das Gesicht, dämonisch und bleich, der lange Mantel, von innen mit roter Seide gefüttert, die dunklen Augen, der grausame Zug um die Mundwinkel, all dies machte ihn zu einem wirklichen König der Vampire.

Ich drehte mich wieder.

Karel stand schon an der zweiten Tür, die er entdeckt hatte. Er winkte mir zu.

»Hier muß er reingegangen sein«, erklärte er mir, als ich neben ihm stand.

Ich zog die Tür auf.

Eine enge Treppe wand sich steil in die Höhe. Ich leuchtete die Stufen hoch, und der Strahl meiner kleinen Lampe verlor sich in der Dunkelheit.

Er hüpfte über die Stufen wieder zurück, und dabei sah ich, daß Fariac diesen Weg benutzt hatte. Ich erkannte die Abdrücke seiner Füße im Staub.

»Den Weg hat er genommen, dieser verdammte Blutsauger!« zischte Karel neben mir. »Komm, worauf warten wir noch?«

Ja, da hatte mein junger Begleiter recht. Wenn wir noch etwas reißen wollten, mußten wir uns beeilen…

***

Diesmal war ihr Widerstand gebrochen. Ilona ließ sich abführen wie eine Gefangene. Und das war sie letzten Endes ja auch.

Gefangen in einem gewaltigen Schloß, umgeben von Vampiren und Feinden.

Sie schritten die Treppe hinab. In einem Halbbogen führte sie nach unten. Die Stufen waren breit und verjüngten sich nur in Nähe des wertvollen Geländers, das eine Blattgoldauflage bekommen hatte. Matt glänzte sie im Widerschein des Lichts.

In diesem Schloß gab es keine große Helligkeit. Man achtete darauf, daß nicht zu viele Kerzen angezündet wurden. Alles sollte im Dämmer, im Halbdunkel bleiben. Geheimnisvolle Schatten, finstere Ecken, dunkle Winkel…

Und dazwischen der Vampir mit seinen Dienerinnen.

Eine schaurige Szenerie.

Die Gräfin warf ihrer Gefangenen hin und wieder einen Blick zu.

Ilona hielt den Kopf gesenkt und schaute auf ihre Schuhspitzen. Sie hatte nicht mehr die Kraft, einen Fluchtversuch zu unternehmen, widerstandslos ergab sie sich in ihr Schicksal.

Das Ende der Treppe war erreicht. »Na?« fragte die Gräfin.

»Denkst du immer noch an Flucht?«

Kopfschütteln.
»Das würde ich dir auch nicht raten, kleine Ilona, denn dann wärest du verloren.«
»Das bin ich sowieso.«
»Wie kannst du nur so sprechen?«
Ilona schaute die Gräfin an. »Stimmt es denn nicht? Ich soll doch die Vampirtaufe empfangen, das heißt, ich werde von einem Vampir gebissen und somit zu einer Untoten, einer Blutsaugerin. Habe ich da unrecht?«
»Nein.«
»Dann bin ich also verloren.«
»So kannst du das nicht sehen, meine Liebe. Du wirst Freude empfinden, wenn er dich küßt. Wirkliche Freude. Wenn du seine Dienerin bist, dann ist alles anders. Du führst ein Leben der Nacht. Du wirst die Sonne hassen und den Mond lieben. Manchmal, da läßt er dich frei, dann darfst du nachts über die Felder und durch die Wälder streifen und dir die Opfer suchen. Junge, kräftige Männer, die nur auf dich allein warten, meine Liebe. Und dann die Dörfer. Sind sie nicht mit Menschen gefüllt? Warten sie nicht auf dich? Du gehst hin und holst sie in der Nacht aus den Betten. Du wirst soviel Blut bekommen, wie du willst. Es wird nun deine Nahrung sein, meine Liebe.«
»Hört auf, Gräfin!« flüsterte Ilona. »Bitte, hört auf. Ich kann nicht mehr, ich will es nicht mehr wissen.« Das Zigeunermädchen hob den Kopf und schaute der Gräfin ins Gesicht, wo sich das falsche Lächeln über die Lippen gelegt hatte. Deutlich sah Ilona die beiden gefährlichen Zähne und dann das Zucken um ihre Mundwinkel.
Ilona ahnte, was die Vampirin dachte. Instinktiv hob sie beide Hände und schützte ihren Hals.
Katharina lachte. »Keine Angst, mein Kind. Ich nehme dich schon nicht. Du gehörst dem Grafen.« Sie schaute sich um und deutete auf eine prunkvolle Tür, in deren Oberfläche ein Vampirkopf geschnitzt war. »Da geht es durch!«
Die Gräfin faßte das Mädchen am Arm und zog es einfach mit.
Die Tür hatte eine große Klinke.
»Öffnen!« befahl Katharina.
Das Zigeunermädchen zog die Tür auf.
Kühle Kellerluft wehte ihr entgegen, die einen modrigen Geruch mit sich brachte und Katharina schon jetzt darauf hinwies, was sie im Keller erwartete.
Sie schauderte.
Dann fühlte sie die kalte Hand der Gräfin in ihrem Rücken. »Geh schon vor, Kindchen. Nur keine Scheu. Wir haben uns bereits verspätet. Der Graf wird ungeduldig sein.«
Das Mädchen stieg die Treppe hinab. Es waren keine rohen

Steinstufen, sondern aus bestem Marmor gefertigte, die glänzten, als hätte man sie poliert.

Das Mädchen wunderte sich, wie hell die Stufen waren, der Kontrast jedoch war vorhanden.

Die Wände bestanden aus schwarzem Marmor! Fugenlos gingen die großen Steine ineinander über, so daß man das Gefühl haben konnte, eine glatte Fläche vor sich zu haben. Es gab auch ein Geländer an der rechten Wandseite. Der eiserne Handlauf war mit Samt überzogen worden.

Kerzen spendeten Licht. Das rote Glas über den Flammen tauchte die Umgebung in einen blutigen Schein. Es war alles stilecht hergerichtet.

Die Gräfin blieb immer eine Stufe hinter dem Mädchen. Katharina lächelte noch immer, und die beiden Vampirzähne blieben frei.

Sie schimmerten weißgelb und hoben sich von den Lippen deutlich ab.

Mit jeder Stufe, die Ilona in die Tiefe schritt, sanken ihre Chancen. Sie sah selbst ein, daß sie aus diesem Schloß nicht mehr flüchten konnte. Sie war von Feinden umgeben, die ihren Tod wollten, obwohl sie hinterher weiterlebte, jedoch nur als eine seelenlose Hülle. Ohne Blut, ohne Leben…

Wenn sie daran dachte, trieb, ihr die nackte Todesangst Tränen in die Augen, und ihre Knie zitterten. Sie schritt ihrem Tod entgegen, und es gab keine Hilfe.

Zwar hatte sie auf John Sinclair und ihren Bruder gehofft, doch die beiden schienen ebenfalls keine Chance mehr zu haben. Sie waren zwar in den Schloßhof eingedrungen, doch Ilona hatte die Brutalität der Wächter am eigenen Leibe kennengelernt. Gegen diese Männer hatten auch John und Karel keine Chancen.

Die Treppe schlug einen Bogen und endete in einem kleinen Flur, der ebenfalls durch Kerzenlicht erhellt wurde. Das Mädchen mußte die Tür öffnen und fand sich in demselben Raum wieder, den es schon einmal betreten hatte. Diesmal waren sie nur durch eine andere Tür gekommen.

Und der Raum war belebt.

Fünf Mädchen zählte Ilona.

Unwillkürlich blieb sie stehen, denn die Mädchen waren ebenso gekleidet wie sie.

Lange schwarze Umhänge, mit roter Seide gefüttert, darunter trugen sie nichts.

Sie schauten Ilona an.

Und wie auf Kommando öffneten sich ihre Lippen.

Fünf Mädchen – fünf Vampire!

Nicht eine war normal. Alle trugen das Zeichen der Blutsauger, die beiden spitzen Eckzähne.

Die Dienerinnen standen hinter dem Thron des Grafen, hatten dort einen Halbkreis gebildet, als wollten sie den Unheimlichen schützen.
Er hockte dort wie ein König.
Zum erstenmal in ihrem Leben stand Ilona vor dem Vampir-Grafen Fariac! Diesmal spürte sie etwas von der Ausstrahlung, die dieser Graf hatte. Es war wie ein kalter tödlicher Hauch, der ihr entgegenwehte und eine Gänsehaut auf den Körper legte.
Sie begann zu zittern.
Dann spürte sie wieder die Hand der Gräfin an ihrem Rücken.
»Geh vor, kleine Ilona!«
Das Mädchen gehorchte, doch nach zwei Schritten blieb es stehen. Ilona konnte einfach nicht mehr. Alles drehte sich vor ihren Augen. Diese schaurige, von Kerzenschein umhüllte Atmosphäre, ließ sie frösteln. Die fünf Mädchen, der Thron mit dem Vampir, alles drehte sich vor ihren Augen. Sie streckte die Arme aus, um sich irgendwo festzuhalten, doch da war nichts.
Sie griff ins Leere und fiel hin.
Schwer schlug sie zu Boden. Die letzten Stunden hatten ihren Tribut gefordert.
Die Gräfin ballte die Hände. Sie stand neben Ilona. »Steh auf!« herrschte sie Ilona an.
Das Mädchen blieb liegen.
Die Gräfin hob den Fuß. Ihr Gesicht verzerrte sich. Sie wollte es mit Gewalt versuchen.
Fariac griff ein. Er streckte seine Hand aus. »Nein!« sagte er mit dumpfer Stimme. »Nicht…«
Katharina zögerte.
Auf einen Wink hin traten zwei Mädchen vor. Sie gehorchten dem Grafen blind.
Es waren Frederike und Martha, beide hübsch und beide blond, während die anderen drei schwarze und braune Haare hatten. Die beiden wußten Bescheid. Sie bückten sich und packten die am Boden liegende Ilona unter.
Dann schleiften sie sie auf den Thron des Grafen zu, wo Fariac schon auf das neue Opfer wartete.
Wie eine Puppe hing Ilona in den Griffen der beiden Mädchen.
Ihr Kopf fiel zur Seite. Sie war schon so blaß, als hätte man ihr bereits jetzt das Blut ausgesaugt.
»Schau mich an!« sagte der Graf.
Wie durch Watte drang die Stimme in Ilonas Hirn. Sie öffnete die Augen. Noch verschwamm die Umgebung, noch wollten die Knie nachgeben, doch sie merkte, daß es ihr langsam besserging, daß sie wieder Tritt faßte und von allein stehenblieb.
Der Graf schaute auf sie herab.

Ilona sah hoch.

Zwangsläufig trafen sich ihre Blicke, und das Zigeunermädchen sah das Gesicht des Grafen aus kürzester Entfernung.

Die Augen fielen ihr auf. In ihnen, die sie an schwarze Kohlestücke mit glühendem Rand erinnerten, flackerte die Gier.

Die Gier nach frischem Blut!

Er mußte lange keines mehr bekommen haben, denn seine spinnenartigen Hände schabten unruhig über die beiden Sessellehnen. Der schmale Mund zuckte. Der Widerschein der Kerzen warf flackernde Schatten über sein bleiches, hohlwangiges Gesicht, bis hin zu den dunklen Haaren, die er glatt nach hinten gekämmt hatte.

Er trug dunkle Kleidung, ebenfalls einen schwarzen, mit roter Seide gefütterten Umhang, eine lange dunkle Hose und eine enge Jacke der gleichen Farbe.

Die Menschen sprachen nur flüsternd und ängstlich von ihm. So war er ihr beschrieben worden, und so sah er auch in Wirklichkeit aus.

Abermals streckte er seinen Arm aus. Die Hand beschrieb einen kleinen Bogen und berührte die Wange des Mädchens.

Ilona zuckte zusammen.

Diese kalten Totenfinger irritierten sie, sie strömten die Kühle einer Gruft aus, und der Vampir lachte leise. »Du wirst dich an mich gewöhnen müssen, kleine Ilona. So heißt du doch, nicht wahr?«

»Ja!« hauchte sie.

»So wie du jetzt lebst, geht es nicht mehr«, flüsterte der Vampir. »Du wirst bald eine Dienerin sein. Ich werde dich spüren, werde dich trinken, und deine Seele wird ein Teil meiner eigenen werden und umgekehrt. Wir beide ergänzen uns. Wir allein bilden eine Blutgemeinschaft.«

Ilona vernahm die Worte, verstand auch ihren makabren Sinn und bekam Angst.

Unheimlich stark wurde sie, ihre Knie zitterten, sie hätte am liebsten geschrien, aber nicht ein Laut drang über ihre Lippen. Der Vampir war zu beeindruckend, er starrte sie an, und sein Blick hatte etwas Hypnotisches an sich.

Ilona nickte.

Jetzt lachte Fariac. »Siehst du, kleine Ilona. Du kannst es kaum erwarten, daß ich dich zu meiner Gefährtin mache. Keine Angst, es dauert nicht mehr lange…«

Er lehnte sich wieder zurück.

Dann hob er die Arme und klatschte einmal in die Hände. Auf dieses Zeichen hatten die fünf Dienerinnen gewartet. Sie traten vor den Thron des Vampirs und begannen mit ihrem Gesang.

Ilona konnte nur schwer etwas verstehen, weil es eine sehr alte Sprache war. Wortfetzen jedoch bekam sie mit.

Da wurde vom Sterben und von der Blutseuche gesprochen. Von der dunklen Seele und vom Teufel, von Hexen, Vampiren und Werwölfen. Immer wieder tauchte das Wort Blut auf.

Der Blutgesang!

Die Stimmen der Mädchen waren eintönig, ohne Modulation. Es war ein Leiergesang, keine Stimme klang heraus, alles ging unter in einer Monotonie.

Ilona hörte zu und hörte es wiederum nicht. Der Gesang glitt an ihren Ohren vorbei.

Bis er aufhörte, da zuckte sie zusammen.

Jetzt war es soweit.

Fariac winkte ihr zu. »Komm noch näher!« flüsterte er mit heiserer Stimme.

Ilona ging. In der Bewegung öffnete der Graf seinen Mund, und sie sah die beiden Zähne.

Zum erstenmal wurde sie mit den blutsaugenden Vampirzähnen konfrontiert, und sie erschrak bis ins Mark.

Es waren grausame Hauer, lang und spitz, dazu ein wenig nach innen gebogen. Ilona konnte sich gut vorstellen, daß diese Zähne leicht in ihr Fleisch am Hals schlugen.

Hände wühlten in ihrem langen Haar, bauschten es auf und ließen es durch die Finger gleiten, wobei der Hals des Mädchens plötzlich frei lag.

Frei für den Biß…

Fariac zog Ilona noch weiter zu sich heran. Er wollte das helle Fleisch sehen, die weiße Haut am Hals, die bald zwei Bißstellen aufweisen würde…

Das Zigeunermädchen spürte den Modergeruch, den Fariac ausströmte. Er roch, als wäre er frisch aus einem alten Grab gestiegen.

Auch das Parfüm, mit dem die Mädchen sich bespritzt hatten, konnte den fauligen Gestank nicht überdecken.

Ilona ekelte sich.

Und doch wußte sie, daß sie dieser Ekel nicht davon abhielt, gebissen zu werden.

Sie war für die Vampirtaufe vorgesehen.

Sie würde das Opfer sein…

Die fünf Mädchen hatten den Kreis enger gezogen. Sie wollten genau mitbekommen, was mit der Neuen geschah. Eine Vampirtaufe zu erleben, war immer etwas Besonderes.

Ilona versteifte sich. Sie wehrte sich, so gut sie konnte. Ihre Arme bekam sie nicht mehr in die Höhe, dazu war sie zu schlapp. Aber sie wollte es dem Vampir nicht so leicht machen.

Die Gräfin sah es. Sie trat rasch einen Schritt vor und drückte wieder gegen den Rücken des Mädchens.

Ilona fiel dem Blutsauger in die Arme.
Der lachte.
Schaurig klang das Lachen dicht an Ilonas Ohr. Feurige Räder drehten sich vor ihren Augen. Bilder entstanden. Sie sah sich mit John Sinclair und ihrem Bruder zusammen. Sie wollte schreien, um Hilfe rufen… warum kamen die beiden denn nicht? Sie wollten ihr doch helfen!
Dann spürte sie die Lippen an ihrem Hals.
Kalte Lippen…
Die Zähne waren warm. Es schien, als würden sie leben.
Ergeben schloß sie die Augen.
Da erfolgte der Biß!
Ein kurzer, scharfer Schmerz. Aus dem Mund des Mädchens drang ein Stöhnlaut, wie aus weiter Ferne hörte sie das Schreien der Vampirinnen. Im nächsten Augenblick schwemmte sie eine gewaltige Woge fort, ließ sie wie auf Flügeln dahingleiten, hinein in das Dunkel des seelenlosen Todes…

***

Wir huschten die Treppe hoch.
Sie war ziemlich lang. Dieser verdammte Irrgarten hatte uns schon genügend Sorgen und Schwierigkeiten bereitet, und ich war froh, als ich die Tür sah.
Das Licht meiner kleinen Lampe traf das matt glänzende Holz.
Karel Marek wollte an mir vorbei und die Tür aufreißen, doch ich hielt ihn zurück.
»Nicht so stürmisch…«
Ich legte den Finger auf die Lippen, preßte mein Ohr gegen das Holz und lauschte.
Ich hörte nichts.
»Können wir?« fragte Karel.
Ich nickte, legte die linke Hand auf die Klinge, in der rechten hielt ich die Beretta, und riß die Tür auf.
Mit einem Sprung stand ich in dem dahinterliegenden Gewölbe.
Was ich sah, ließ das Blut in meinen Adern zu Eis gefrieren…

***

Gegenwart

Die kleine Chartermaschine war sicher auf dem Köln-Bonner Flughafen gelandet. Die zehn verdienten Mitarbeiter, Fariac selbst, Jane Collins und Bill Conolly hatten den firmeneigenen Jet genommen, die Paßkontrolle passiert und gingen quer durch das moderne Flughafengebäude auf einen der Ausgänge zu, wo bereits der Bus warten sollte, der sie am Rhein entlang zu ihrem Ziel brachte.

Während des Fluges hatten Jane und Bill Zeit gehabt, sich die Mitpassagiere anzuschauen.

Alle machten einen völlig normalen Eindruck. Jane hatte nicht das Gefühl, unter Schwarzblütlern zu sitzen. Die Mitarbeiter gaben sich völlig normal.

Gordon Fariac erwies sich als perfekter Gastgeber. Er und eine Hosteß reichten Getränke. Die meisten Passagiere tranken Sekt.

Jane hatte auch ein Glas geleert, Bill zwei.

Die Gruppe war gemischt. Zur Hälfte Frauen, zur anderen Hälfte Männer. Alle weiblichen Personen waren älter als Jane, dafür jedoch herausgeputzt, als ginge es zu einem Staatsempfang. Das war wohl immer so bei Betriebsausflügen.

Die meisten Männer hatten versucht, Jane Collins in ein intensives Gespräch zu verwickeln.

Jane hatte stets höflich geantwortet, ließ jedoch keinen Zweifel aufkommen, daß sie an einem Flirt nicht interessiert war.

Dann kam der Bus.

Pünktlich auf die Minute. Es war ein kleiner Reisebus, jedoch mit allem Komfort ausgestattet. Eine Toilette war ebenso vorhanden wie eine kleine Bar.

»Perfekte Organisation«, lobte Gordon Fariac, »das haben Sie ausgezeichnet gemacht, Mr. Morton.«

Morton war der Prokurist, ein kleines grauhaariges Männchen mit dünnen Haaren und einer dicken Hornbrille. Er wurde rot und hob verlegen die Schultern, als er das Lob hörte.

O Gott, dachte Jane nur, gleich fällt er auf die Knie. Bill Conolly neben ihr grinste. Er schien die gleichen Gedanken zu haben wie die Detektivin.

Die Gruppe stieg ein.

Jane und Bill warteten. Der Reporter hatte eine Kamera umhängen und schon fleißig Fotos geschossen.

Gordon Fariac wollte als letzter einsteigen. Er gesellte sich noch zu Jane.

»Wie finden Sie den Ausflug bis jetzt?«

»Gut.«

»Warten Sie ab, Miß Collins. Er wird noch besser. Wenn wir erst einmal unser Fest starten, werden Ihnen die Augen übergehen. So etwas haben Sie noch nicht erlebt. Lieben Sie alte Schlösser?«

»Das schon.«

»Dann kommen Sie voll auf Ihre Kosten. Das Schloß gehört nämlich mir. Ich habe es von einem Vorfahren geerbt. Das war kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg.«

»Da haben Sie schon gelebt?« fragte Bill skeptisch.

Fariac lachte hastig. »Nein, nein, das nicht, aber ich meine nur. Ähm,

ja, lassen Sie sich überraschen. Auf jeden Fall gehört mir das Schloß.«

»Was sehr viel Unterhalt kostet«, meinte Bill.

»Oh, da sagen Sie was, aber was tut man nicht alles für die Kunst und die Erhaltung von Altertümern.«

Bill nickte.

Der Fahrer beugte sich aus dem Fenster. Er trug eine Schirmmütze und eine Lederjacke über dem karierten Hemd. »Wollen die Herrschaften auch noch mitfahren?«

»Sicher, sicher!« rief Fariac. »Kommen Sie, einsteigen.«

Bill und Jane enterten den Bus. Sie hätten sich gern nach hinten gesetzt, doch die Bank war belegt. Also nahmen sie weiter vorn Platz. Sie setzten sich nebeneinander.

Die Türen schlossen automatisch, und der Fahrer fuhr an.

Vom Flughafenzubringer ging es direkt auf die Autobahn in Richtung Frankfurt.

Die Straßen waren ausgezeichnet ausgebaut, sehr günstige Verkehrsbedingungen herrschten, sie kamen gut voran, denn die Autobahn war ziemlich frei.

Bill und Jane schauten interessiert aus dem Fenster. Siegburg, Siebengebirge, so hießen die Abfahrten. Die Autobahn schlängelte sich durch eine sehr schöne Landschaft. Hügel rechts und links, viel Natur und wenig Baustellen.

Bill sprach während der Fahrt kaum, Jane ebenfalls nicht. Sie hielt die Augen halb geschlossen und lauschte den Gesprächen der anderen Teilnehmer.

Darin drehte sich viel um die am Abend bevorstehende Feier.

Alle waren gespannt. Sie hatten von dem Schloß gehört, noch niemand hatte es je gesehen. Es mußte wirklich eine Attraktion sein.

Die Frau, die Jane gegenübersaß, konnte es kaum erwarten. Sie dachte vor allen Dingen an das kalte Büfett, von dem man wahre Wunderdinge erzählte. Dabei hatte die Frau eine Figur, die es wirklich nicht zuließ, daß sie noch mehr schlemmte.

Jane konnte nur den Kopf schütteln.

»Ein Schloß ist ja bezeichnend«, meinte Bill Conolly nach einer Weile und zündete sich eine Zigarette an.

»Du rechnest mit Ärger, nicht?« fragte Jane.

Bill nickte.

»Hast du einen Plan?«

Der Reporter stäubte die Asche seiner Zigarette ab. »Er hat sich doch verraten.«

Jane schaltete schnell. »Du meinst mit dieser komischen Erbformulierung.«

»Genau.«

Die Detektivin lächelte. »Ich kenne dich ziemlich lange, Bill. Bald so

lange wie deine Frau. Ich kann mir vorstellen, daß du diesen Gordon Fariac für einen Vampir hältst.«
»Richtig.«
»Aber die charakteristischen Merkmale eines Blutsaugers habe ich bei ihm nicht gesehen«, hielt ihm Jane entgegen.
Bill hob die Schultern. »Manche verstellen sich auch nur. Nein, nein, der ist schon gefährlich und wird sein wahres Gesicht bestimmt am heutigen Abend zeigen.«
»Womit seine Mitarbeiter ebenfalls in Gefahr schweben.«
»Klar.«
»Wenn ich nur wüßte, wo John steckt«, murmelte Jane Collins.
»Der würde uns jetzt auch nicht helfen.«
»Vielleicht findet Suko eine Spur«, hoffte Jane. »Er wollte sich ja in der Fabrik ein wenig umschauen.«
Bill hob die Schultern und zuckte regelrecht zusammen, als sich ein Mann auf dem Sitz vor ihm umdrehte und über die Rückenlehne den Reporter anschaute.
»Was gibt's?« fragte Bill.
Der Mann, ein schwitzender Typ, fragte: »Sie haben doch Humor und sind schlau, nicht wahr?«
»Kaum.«
Der Knabe ließ sich nicht beirren. Er strich über seine Glatze und fragte: »Was sagen zwei Jäger, wenn sie sich begegnen?«
Um des lieben Friedens willen, beantwortete Bill die Frage:
»Weidmannsheil.«
»Richtig, Mister. Und was sagen zwei Fischer, die sich treffen?«
»Petri Heil.«
»Auch richtig. Und was sagen zwei Päpste?«
»Halleluja!«
»Nein, haha, es gibt nur einen Papst.«
Der Glatzkopf verschwand wieder und hatte sein Späßchen. Er hüpfte auf seinem Sitz, Bill mußte auch lachen, Jane verzog ebenfalls die Mundwinkel.
Man fiel immer wieder auf die alten Sachen rein.
Sie hatten einen strahlend schönen Wintertag. Eine blasse Novembersonne stand am Himmel und schickte ihre nicht mehr wärmenden Strahlen über die Hügel des Westerwaldes. Alles war kahl. Längst hatten die Bäume keine Blätter mehr. Sie waren abgefallen und lagen bereits unter der ersten Schneeschicht vergraben.
Auf den Kuppen war noch nicht alles weggetaut. Bill und Jane sahen hin und wieder schmutzigweiße Flecken.
Wenig später wechselten sie die Autobahn. Jetzt fuhren sie in Richtung Koblenz, von dort sollte es dann am Rhein weitergehen, eine interessante Fahrt, die vor allen Dingen immer wieder von

amerikanischen Touristen gebucht wurde, weil sie sich so Old Germany vorstellten.

Bill schloß ein wenig die Augen. Schräg fielen die Sonnenstrahlen durch die Scheibe und ließen den grauen Belag darauf noch deutlicher hervortreten.

Die beiden schliefen tatsächlich ein. So wurden sie wenigstens von den anderen Mitreisenden in Ruhe gelassen. Der Fahrer fuhr ruhig und sicher. Oft überholte er Lastwagen, und langsam sank die Sonne dem Horizont entgegen. Dort flammte sie noch einmal knallrot auf, mit einer Intensität, wie sie nur an klaren Winternachmittagen zu sehen war. Es sah aus, als wäre der Himmel mit Blut Übergossen worden, und Jane, die soeben erwachte und das Bild sah, dachte sofort an ein Zeichen.

Sie weckte auch Bill. Der Reporter rieb sich verschlafen die Augen und bemerkte, daß sie gar nicht mehr auf der Autobahn fuhren.

Er sah auch den Rhein, diesen breiten grauen Strom, dessen Fluten träge durch das Flußbett wälzten. Schiffe durchpflügten das Wasser. Motorboote und lange Schlepper mit containerähnlichen Aufbauten. In den Niederungen am Ufer waberte der erste Nebel.

Letztes Sonnenlicht fiel auf die malerischen Orte am Rhein und ließ die Dächer der Häuser golden aufleuchten.

Bill sah die Hügel, sanft geschwungen reihten sie sich aneinander. Wein wurde hier angebaut. Terrassenförmig führten die Rebgärten an den Hängen hoch.

Dazwischen gab es immer wieder Waldstücke, und Bill sah stolze Burgen. Allerdings standen von vielen nur noch die Fragmente. Die große Zeit der Ritter war vorbei.

»Und nun möchte ich die Herrschaften bitten, einmal herzuhören.« Urplötzlich schallte Fariacs Stimme mikrophonverstärkt durch den Bus.

Viele waren eingeschlafen. Jetzt schreckten sie hoch, als sie die Stimme ihres Herrn und Meisters hörten. Er deutete zur anderen Rheinseite hinüber und legte den Arm dabei ziemlich schräg. »Die Burg, die Sie dort oben sehen, meine lieben Freunde, die wird unser Ziel sein.«

Der Bus fuhr langsamer, und alle Blicke wandten sich in die angegebene Richtung.

Dort stand die Burg.

Trutzig, als wäre sie eben erst erbaut worden und nicht einige hundert Jahre alt.

Von hier unten sah sie wirklich gut aus, als hätte sie keine Beschädigungen davongetragen. »Sie wird unser Ziel sein«, jubelte Gordon Fariac. »Zuvor jedoch werden wir die Filiale besichtigen und eine kleine Tour machen. Mit dem Schiff natürlich.«

Alle waren einverstanden.
Der Fahrer bog in eine schmale Straße ein, die direkt zum Rhein führte.
Die Straße wurde zur Gasse, erreichte einen Marktplatz und führte von dort als breitere Straße weiter. Sie endete direkt an der Uferpromenade, wo sich auch Parkplätze für Busse und Pkw befanden.
Jeder war froh, daß er aussteigen und sich die Beine vertreten konnte.
Zur Fabrik war es nur ein Katzensprung. Man würde zu Fuß dorthin gehen. Gordon Fariac gesellte sich zu Jane und Bill.
»Wollen Sie an der Besichtigung teilnehmen?«
»Nein«, antwortete Jane für den Reporter mit.
Bill nickte.
Fariac schaute auf die Uhr. »Dann treffen wir uns in zwei Stunden wieder hier. Abgemacht?«
Die beiden waren einverstanden. Sie schauten Fariac nach, wie er seinen Leuten den Weg erklärte. Dann verschwand die Gruppe in einer kleinen Straße.
Jane und Bill wandten sich ab. Die Detektivin stellte den Kragen ihres Winterkostüms hoch. Ein kühler Wind wehte von den Hügeln über den Rhein und hinab ins Tal.
»Ich muß mich irgendwo wärmen«, sagte die Detektivin.
Bill schaute sich um. Um diese Zeit befanden sich kaum noch Touristen in dem kleinen Weinort. Sie hatten reichlich Auswahl an Lokalitäten, und nicht nur Weinlokale luden zum Verweilen ein, sondern auch Cafés. Gemeinsam schritten sie hoch zur Hauptstraße, bogen aber vorher ab, denn sie hatten ein kleines Café gesehen, an das auch ein Wintergarten angebaut war.
»Das wäre doch was«, schlug Jane vor.
Bill Conolly nickte.
Es befanden sich kaum Gäste im Café. Jane suchte am Büfett Kuchen aus, und Bill ging schon durch. Er fand einen Platz, von dem er durch die große Scheibe auf die Straße, den Rhein und die am anderen Ufer liegenden Hügel sowie Fariacs Burg schauen konnte.
Bei einer Kellnerin bestellte der Reporter zwei Kännchen Kaffee.
Jane kam mit den Kuchenbons, und die Kellnerin brachte auch schon die gemischte Obsttorte.
Bill zahlte. Er grinste dabei und deutete auf die Torte. »Mit Sahne?«
»Kann ich mir doch leisten«, meinte Jane.
»Natürlich.«
»Warum sagst du dann was?«
»Von Süßigkeiten soll man Pickel bekommen«, grinste Bill.
Jane holte tief Luft. Bevor sie jedoch die passende Antwort geben konnte, geschah draußen etwas, das ihre vollste Aufmerksamkeit

erregte.
Schüsse peitschten auf.
Und im gleichen Moment jagten mit irrwitzigem Tempo zwei Wagen in die schmale Straße.
Ein Mercedes und ein silbergrauer Opel Manta…

***

Die Fahndung hatten Kommissar Mallmann und sein Kollege Bernd Hollering über Funk gehört.
Zwei Bankräuber hatten eine Sparkasse überfallen und 120.000 Mark geraubt. Keine geringe Summe, dafür mußte eine alte Frau lange stricken. Die Kerle waren mit einem hellen Mercedes geflüchtet.
Jetzt suchte man den Wagen.
Will Mallmann, der wegen einer dienstlichen Angelegenheit in Köln gewesen war, hatte von dort seinen Kollegen Hollering mitgenommen. Sie wollten nach Hause, hatten aber Zeit und gondelten am Rhein entlang. Sie erzählten sich die neuesten Beamtenwitze, obwohl sie selbst dem Berufsstand angehörten und beschlossen, da beide Junggesellen waren, den Abend noch bei einem anständigen Glas zu verbringen.
Doch erstens kommt es anders – und zweitens als man denkt.
Schuld war die Fahndungsmeldung.
Sofort waren die beiden wieder im Dienst.
»Du hältst Ausschau?« fragte der schlaksige Hollering, der mit seinem Kopf immer gegen den Autohimmel stieß, wenn der Manta mal über eine Spurrille hüpfte.
»Klar doch.«
Der Kommissar gehörte zu den Typen, die immer im Dienst waren. Er konnte blitzschnell umschalten. Und er hatte schon einige böse Erfahrungen hinter sich. Nicht nur mit Gesetzesbrechern, die er als Kommissar vom BKA jagte, sondern auch mit Geistern und Dämonen. Er hatte des öfteren mit John Sinclair zusammengearbeitet und erlebt, daß es Dämonen und finstere Mächte gab.
Ein Dämon, der Schwarze Tod, hatte sogar seine frisch angetraute Frau am Hochzeitstag umgebracht.
Seit dieser Zeit verfolgte Mallmann die Mächte der Finsternis mit einem ungeheuren Zorn, und er gab sich auch nicht damit zufrieden, daß der Schwarze Tod nicht mehr existierte. Nein, er wollte selbst mithelfen, das Übel samt Wurzel auszurotten.
In der letzten Zeit allerdings war er etwas ruhiger geworden.
Den Zyklop aus der Hölle, ein widerliches Sumpfmonster, hatten sie in der Nähe von Bremen besiegt, und seit der Zeit hatte Mallmann nur telefonisch mit den Londoner Freunden in Kontakt gestanden. Er wußte jedoch über die Gründung der Mordliga Bescheid und

besonders über die Rolle von Solo Morasso, alias Dr. Tod.

Dieser Mensch-Dämon wollte die Herrschaft der Welt. Und das Sinclair-Team kämpfte dagegen an. Irgendwie fühlte sich der Kommissar auch dazu hingezogen, er hielt Augen und Ohren offen, um sofort etwas über das Wirken der Schwarzblütler zu erfahren. Was als völlig normaler Fall begann, endete oft in einem Strudel des Schreckens.

Mallmann hatte sich darauf eingestellt und seine Konsequenzen gezogen. Mit seinem Vorgesetzten hatte er über die erlebten Fälle gesprochen. Der Mann war erst skeptisch gewesen, hatte sich aber doch überzeugen lassen und ließ dem Kommissar jetzt freie Hand, wenn es um die nicht erklärbaren Fälle ging.

Seine Kollegen ahnten dies. Sie sagten aber kaum etwas, obwohl einige von ihnen bei der Hochzeit gewesen waren und das Grauen miterlebt hatten. Viele verdrängten die Ereignisse jedoch schnell aus ihrem Bewußtsein.

Anders der Kommissar. Er nahm den Kampf auf. Zu seinen ersten beiden Hobbys war noch ein drittes hinzugekommen: die Dämonenjagd.

Locker saß der Kommissar mit der Römernase und dem leicht lichten, dunklen Haar hinter dem Lenkrad. Niemand sah ihm an, wie konzentriert er war. Der Manta GL/T war sein erstes Hobby, die Stereoanlage sein zweites. Allerdings hatte er in der letzten Zeit nur selten Musik gehört. Allein machten ihm die Abende keinen Spaß mehr.

Und noch eine Konsequenz hatte der Kommissar gezogen. Er trug immer eine mit Silberkugeln geladene Pistole bei sich. Neben seiner eigenen Dienstwaffe. Der gute Will Mallmann war also gerüstet, auf die Diener der Finsternis zu treffen.

»Da ist der Mercedes!« sagte Hollering plötzlich. »Auf der rechten Seite. Jetzt schert er nach links.«

Nun sah Will ihn auch.

Ein heller Wagen mit dem Nummernschild aus Koblenz. Der Benz wurde beschleunigt.

Auch Mallmann gab Gas. Ein kurzer Blick in den Rückspiegel.

Hinter ihm war frei.

Der Manta schoß voran, war im Nu auf der linken Seite und zischte an zwei Lastwagen vorbei. Dann jedoch mußten sie wieder auf die normale Spur wechseln. Gegenverkehr.

»Ist der denn wahnsinnig?« flüsterte Hollering.

Auch Will Mallmann wurde blaß. Erst im letzten Augenblick zog der Mercedes nach rechts.

Die Reifen jaulten und jammerten.

»Puh, das war knapp!« stöhnte Hollering.

Will nickte nur.

Zwischen dem Manta und dem beigen Benz befand sich nur noch ein Toyota. Doch der ließ den Kommissar nicht vorbei. Wenn Mallmann mal die Chance hatte zu überholen, dann drehte der Toyota-Fahrer auch auf.

Die nächste Ortschaft. St. Goarshausen.

Der Mercedes fuhr hinein. Zum Glück herrschte wenig Verkehr in dieser sonst weinseligen Stadt. Mit fast 80 Stundenkilometern rasten die Wagen hintereinander her. Und sie hatten sogar noch Glück, daß die Ampeln auf Grün standen.

Dann bog der Benz ab. Links rum das Steuer.

Die Reifen des Mantas protestierten kreischend, als Will ihn ebenfalls in die Kurve zog. Hollering wurde in den Schalensitz gepreßt. Der Toyota war verschwunden. Will grinste schief, als er dem Mercedes auf den Fersen blieb.

»Gleich haben wir ihn«, sagte er.

Die nächste Kurve.

Rechts herum. Parallel zum Rhein schoß der Mercedes dahin. Ein rasendes Ungeheuer, das sich einfach Platz schaffte und keinerlei Rücksicht auf andere Verkehrsteilnehmer nahm. Menschen flitzten zur Seite. Zwei Radfahrer sprangen von ihren Rädern und flüchteten in einen Hauseingang.

»Das ist lebensgefährlich«, sagte Hollering. »Wir müssen ihn stoppen!«

Noch zwei Minuten weiter ging die Jagd. Dann tauchte vor dem Mercedes ein Parkplatz auf. Dort standen vier Busse und einige Pkw.

Für einen Moment bremste der Wahnsinnsfahrer ab, gab aber dann wieder Gas und raste weiter. Rechts hoch in eine schmale Straße hinein.

Der Kommissar hinterher.

Im selben Augenblick wurde das Beifahrerfenster des Benz nach unten gekurbelt. Der Lauf einer MPi erschien und der Oberkörper eines Mannes, der sich weit aus dem Fenster beugte.

»Vorsicht!« schrie Hollering.

Da tanzten schon die kleinen Flämmchen vor der Mündung.

Einen Sekundenbruchteil später jagte die Salve über den Asphalt, wo sie lange Streifen und Löcher hinterließ. Zum Glück traf der Kerl nicht, und der Fahrer riß den Benz in eine Linkskurve. Er wollte wohl in dem engen Straßen Wirrwarr verschwinden.

Mallmann blieb ihm auf den Fersen, jagte ebenfalls in die Kurve, hörte das Jammern der Reifen und einen höllischen Krach.

Instinktiv nagelte er die Bremse fest.

Der Manta schleuderte auf den Mercedes zu, der eine Mauer »geküßt« hatte.

Will schaffte es. Er rammte den Benz nicht. Kurz davor kam der Manta zum Stehen.

Die Türen des Mercedes flogen auf. Die Bankräuber stürmten ins Freie. Einer hielt die beiden Geldsäcke, der andere hatte die Maschinenpistole.

Blut lief über sein Gesicht. Er sah wild aus, aber er gab nicht auf, sondern schoß.

»Deckung!« schrie Mallmann und tauchte unter.

Auch Hollering duckte sich. Nur war er nicht schnell genug. Die Scheibe des Mantas zerkrümelte, Kugeln hieben in den Wagen, zerlöcherten die Polster, und Hollering brüllte plötzlich auf.

Will hatte sich aus dem Wagen gekugelt. Als er den Schrei hörte, wandte er den Kopf.

Bernie Hollerings rechte Seite war voller Blut. Einige Kugeln hatten ihn an Arm und Hüfte erwischt.

Eine ungeheure Wut stieg in dem Kommissar hoch. Er riß seine Waffe hervor und wollte zurückfeuern, während der zweite Gangster sich schon mit den beiden Geldsäcken verzog.

Wieder fauchte eine Salve heran. Kommissar Mallmann hatte Glück, daß er sich zur Seite rollen konnte, so hackten die Kugeln an ihm vorbei und stanzten Löcher in den rechten Vorderreifen. Der Schießer aber lachte. Das Gesicht war verzerrt, die Haare hingen ihm wirr in die Stirn, in seinen Augen leuchtete der Haß.

Der Mann stand so, daß er Mallmann gar nicht verfehlen konnte.

Bevor Will seine eigene Waffe herumgeschwenkt hatte, würde er längst tot sein.

Da fiel ein Schuß.

Plötzlich zuckte der Bankräuber zusammen. Er knickte ein, und die MPi klirrte zu Boden. Er selbst preßte beide Hände dicht über der Gürtelschnalle gegen den Leib, machte noch ein paar torkelnde Schritte und fiel aufs Gesicht.

Im nächsten Augenblick vernahm Will einen wilden Schrei, dann verstummte auch der.

Langsam stand der Kommissar auf.

Vor der großen Scheibe an der Rückseite eines Cafés stand ein Mann und hielt die Pistole noch in der Hand.

Bill Conolly!

Mallmanns Augen wurden so groß, daß sie fast aus den Höhlen zu quellen drohten.

»Bill!« ächzte er. »Träume ich oder…«

Der Reporter kam zu ihm. Er hatte den zweiten Bankräuber niedergeschlagen. »Nein, du träumst nicht. Ich bin es wirklich, alter Junge.«

»Dann hast du mir das Leben gerettet.«

»Sieht so aus.«
Mallmann lief auf Bill zu und begrüßte ihn. »Entschuldige, Bill, aber ich muß mich um meinen Kollegen kümmern.«
»Klar.«
Der Kommissar lief zu seinem Wagen und beugte sich durch die offene Tür ins Innere. Er erschrak heftig, als er seinen Kollegen sah, denn er hätte nicht gedacht, daß es ihn so erwischt hatte.
Bernd Hollering lebte noch. Aber es sah verdammt mies aus. An der rechten Seite war er von mehreren Kugeln getroffen worden.
Bernd lag auf dem Sitz, und aus den Wunden rann das Blut. Diese Blutungen mußten unbedingt gestoppt werden.
Mallmanns Kollege war bei Bewußtsein. Mit irrem Blick schaute er Will an, ohne ihn gleich zu erkennen.
Der Kommissar schluckte. »Okay, Bernie, es wird schon wieder. Ich hole einen Arzt, und dann schaffen wir dich weg. Die Ärzte flicken dich schon zusammen.«
Der Kommissar glitt wieder zurück. Er wollte tatsächlich einen Arzt holen, doch das hatte Bill Conolly bereits erledigt. »Alles klar, Will.«
Zudem ertönten auch schon die wimmernden Sirenen der ankommenden Polizeiwagen.
Bill fragte: »War er ein Freund von dir?«
»Ja. Aber er lebt noch. Wir müssen ihm die Daumen drücken.«
Mallmann strich über sein Gesicht. »Die verdammten Gangster werden immer brutaler. Die scheuen vor keiner Gemeinheit zurück und sind eiskalt. Sag mal, Bill, bist du allein gekommen, oder steckt John Sinclair hier auch irgendwo?«
»Nein, ich bin nicht allein gekommen.«
»Dann ist John hier?«
Bill schüttelte den Kopf. »Schau mal dahinten neben der Telefonzelle. Da hat jemand angerufen.«
Mallmann folgte der Blickrichtung. Seine Augen wurden groß.
»Himmel, das ist Jane.«
»Genau.«
»Jetzt weiß ich gar nichts mehr. Ehrlich…«
»Erklärung später. Kümmere dich um deine Angelegenheiten.«
Bill sah die ersten Streifenwagen auf den Platz fegen. Die Polizisten sprangen mit gezogenen Waffen aus ihren Fahrzeugen, Mallmann ging ihnen entgegen und zeigte seine Vollmacht.
Die Beamten lauschten seinen Worten und taten, was er anordnete. Zum Glück kam auch der Krankenwagen.
Seine Sirene wimmerte ebenfalls. Die hinteren Ladetürhälften klappten auf, und ein Arzt sprang aus dem Wagen. Mallmann deutete hastig auf seinen Manta, wo der Verletzte noch immer blutend lag.
Der Arzt schrie nach seinen Helfern. Aus dem Führerhaus jumpten

zwei weitere Weißkittel, Sanis.

Alle drei entwickelten eine fieberhafte Tätigkeit. Man konnte sehen, daß es wirklich um Sekunden ging, wenn sie das Leben des Mannes noch retten wollten.

Will Mallmann konnte nichts tun. Nur noch hoffen. Er faltete die Hände und preßte hart die Lippen zusammen, als man seinen Kollegen in den Notarztwagen schob. Bernd Hollering hing bereits am Tropf. Der Arzt hielt ihn in der Hand und rannte neben dem Schwerverletzten her.

Dann klappten die Türen zu, und der Wagen fuhr mit durchdrehenden Reifen und heulenden Sirenen los.

Ein dunkler BMW fuhr nur haarscharf an ihm vorbei. Der Wagen stoppte, und vier Kriminalbeamte verließen das Gefährt. Kommissar Mallmann redete mit ihnen, während die Uniformierten versuchten, die Neugierigen wegzudrängen.

Bill und Jane standen zusammen. Beide rauchten eine Zigarette.

»Was ist eigentlich geschehen?« fragte die Detektivin.

Der Reporter hob die Schultern. »Ein irrer, verrückter Zufall.«

»Dann hat Wills Auftauchen nichts mit unserem Fall zu tun?«

»Nein, gar nichts.«

Jane Collins schüttelte den Kopf. »Man sollte es kaum für möglich halten. Wirklich nicht.«

»Vielleicht kann Will uns behilflich sein.«

Jane schaute den Reporter an. »Der wird was anderes zu tun haben.«

Bill stäubte die Asche ab. »Zumindest können wir ihn fragen. Die beiden Typen sind ja erledigt.«

»Was haben sie eigentlich verbrochen?«

»Bankraub, glaube ich.«

»Mein Gott«, flüsterte die Detektivin, »wenn du nicht gewesen wärst, dann hätten die Kerle den Kommissar eiskalt erschossen.«

»Ja.«

Nach etwa fünf Minuten kam der Kommissar. Er war noch immer blaß im Gesicht. »Die Kollegen kümmern sich um den Fall. Wir sind sowieso nur zufällig dort hineingerutscht.«

»Noch ein Zufall«, bemerkte Bill.

»Wirklich. Kaum zu fassen.« Will Mallmann wollte sich noch einmal für die Rettung bedanken, doch der Reporter wehrte ab. »Hör auf damit, jeder andere hätte ebenso gehandelt.«

»Vorausgesetzt, er trägt eine Waffe bei sich.«

»Das ja.«

Mallmann deutete auf seinen schnittigen Flitzer. »Der wird bald abgeholt. Ich habe eine zuständige Firma schon angerufen. In der Zwischenzeit habe ich frei.«

»Heißt das, daß du uns unterstützen willst?« erkundigte sich Bill

Conolly lächelnd.
»Vielleicht.«
»Wollen wir das nicht lieber im Café bereden?« schlug Jane vor. »Hier draußen ist es mir zu ungemütlich.«
Dagegen hatte niemand etwas. Ein heißes Getränk konnte jetzt jeder vertragen.
Sie bahnten sich einen Weg durch den Ring der Neugierigen. Die Menschen standen noch immer herum und diskutierten. Niemand wagte die drei anzusprechen.
Im Café setzten sie sich in eine ruhige Ecke und bestellten alle drei Tee.
»Nun erzähle mal«, wandte sich der Kommissar an Bill Conolly.
»Was treibt euch hierher?«
»Die Sorge um John.«
»Ist er…«
»Nein, nein, er ist nicht tot«, sagte der Reporter schnell. »Das wollen wir wenigstens nicht hoffen.« Dann berichtete Bill, was er wußte. Hin und wieder wurde er von Jane Collins ergänzt.
Mallmann trank seinen Tee und hörte zu. Er stellte auch keine Zwischenfragen, bis Bill geendet hatte.
»Erst einmal ist es Ehrensache, daß ich mich auch um den Fall kümmere«, sagte der Kommissar und stellte seine Teetasse zur Seite. »Das bin ich John schuldig.«
»Danke, Will.« Bill runzelte die Stirn. »Die Frage ist, wie wir vorgehen. Sollen wir unsere Tarnung platzen lassen?«
»Nein, auf keinen Fall«, wehrte der Kommissar ab. »Ihr gesellt euch weiterhin zu diesen Leuten vom Betriebsausflug, das ist doch klar. Aber ich schaue mir die Burg inzwischen aus der Nähe an. Ich lasse mich übersetzen und werde als ungebetener Gast da sein. Machen wir es so?«
Bill grinste. »Und wie.«
»Meint ihr denn, daß John auf dieser Burg gefangengehalten wird?«
Jane hob die Schultern. »Wir hoffen es. Wenn wir ihn dort nicht finden, wird Fariac reden müssen. Daß er etwas mit Johns Verschwinden zu tun hat, ist klar.«
»Du hast aber keine Beweise.«
»Nein.«
»Dann sei vorsichtig, Jane«, warnte der Kommissar.
»Die Beweise holen wir uns.« Bill Conolly war fest davon überzeugt.
Jane schaute auf die Uhr. »Himmel, Bill, es wird Zeit. Wir müssen zum Treffpunkt.«
Der Reporter stand auf. Er wollte zahlen, doch Mallmann übernahm die Zeche. »Haut ihr mal ab«, sagte er. »Ich halte hier die Stellung, und wir sehen uns sicher im Schloß.«

»Hals- und Beinbruch«, wünschte Jane.
Sie und Bill verließen das Café. Noch immer standen Gaffer herum. Die beiden gingen rasch zu den Parkplätzen, wo der Bus wartete. Der Fahrer war mitgegangen, von der Gruppe sahen sie noch nichts. Ein paar Minuten später tauchten die Mitarbeiter der Firma Fariac Cosmetics auf.
Sie alle waren recht munter, lachten und redeten. Gordon Fariac ging zwischen seinen Leuten.
»Ah, da sind Sie ja!« rief er, als er Jane und Bill entdeckte. »Sie haben wirklich etwas verpaßt.«
»Vielleicht«, lächelte Jane.
»Aber jetzt müssen wir uns beeilen. Es ist schon fast dunkel. Das Schiff wartet längst.«
Gemeinsam gingen sie zum Anlegesteg. Fariac hatte ein kleines Boot gemietet. Um diese Zeit fuhren nur noch wenige Schiffe, einige Gesellschaften hatten den Betrieb sogar völlig eingestellt.
Jeder wurde vom Kapitän mit Handschlag begrüßt, was den meisten unheimlich gefiel.
Auf dem Schiff war bereits eine Kaffeetafel gedeckt. Fariac setzte sich zwischen seine Mitarbeiter, während Jane und Bill ein wenig abseits Platz nahmen.
Dann legte das Schiff ab.
Über Lautsprecher wurden in englischer Sprache die Sehenswürdigkeiten an den Ufern erklärt, wobei die meisten kaum noch zu erkennen waren.
Jane und Bill hörten gar nicht hin.
Sie dachten an den Abend. Der würde viel interessanter werden…

***

Kommissar Mallmann fuhr mit derselben Fähre über den Rhein, die auch der Busfahrer nahm. Der Zufall wollte es, daß die beiden an der Reling stehenden Männer ins Gespräch kamen.
»Ich habe gehört, daß Sie eine englische Reisegruppe fahren«, sagte Mallmann.
»Ja, und das um diese Zeit.«
»Wieso?«
Der Fahrer deutete zum anderen Ufer. »Schauen Sie sich doch mal um. Bei dem Wetter fährt doch niemand mehr über den Rhein. So etwas muß man drei Monate früher machen.«
»Das stimmt«, gab Will zu. »Haben die denn noch ein weiteres Ziel?«
»Klar. Eine Burg.«
»Wo?«
»Die können Sie jetzt nicht sehen. Ist schon zu dunkel. Aber dort wird übernachtet.«

»Und Sie fahren wieder zurück?«
»Nein, ich bleibe auch da. Ich muß die Leute sowieso hochbringen. Morgen soll es wieder zum Flughafen gehen. Mir egal, ich mache alles mit. Außerdem soll es heute abend ein tolles Gelage geben.«
Will grinste. »Das ist immer wichtig.« Er schaute aufs Wasser. Die Schiffsschraube quirlte es zu weißen Schaumstreifen hoch. Von rechts näherte sich ein Schiff. Man sah nur die Lichter, die im Grau der Abenddämmerung wie Sterne schimmerten.
Der Fahrer tippte an seine Mütze und begab sich wieder zum Bus. Mallmann blieb an der Reling stehen. Er hatte bereits einen Plan gefaßt. Der Kommissar sah nicht ein, daß er die Strecke zum Schloß zu Fuß hochging. Er wollte sich im Ort ein Taxi nehmen.
Wenn der Bus den Weg schaffte, würde auch das Taxi es hinter sich bringen.
Zwei Minuten später verließ er die Fähre. Der Bus rollte an Will vorbei, der Fahrer hupte, und Will winkte.
Der Kommissar suchte einen Taxistand und hatte ihn bald gefunden. Mehrere Wagen warteten dort.
Will nahm den ersten.
Als er dem Fahrer sein Ziel nannte, bekam dieser große Augen.
»Zu dieser Burg wollen Sie?«
»Ja, ist das schlimm?«
»Eigentlich nicht. Aber die Gegend ist verdammt einsam, wissen Sie. Und gern…«
Mallmann ließ den Knaben nicht ausreden. Er holte seinen Ausweis hervor. »Beruhigt Sie das?«
»Klar, Herr Kommissar.«
»Dann fahren Sie.«
Plötzlich wurde der Mann geschwätzig. Er wollte wissen, ob Mallmann dort Verbrecher jagte, und ob die Kommissare aus dem Fernsehen der Wirklichkeit entsprechen.
Will gab nur einsilbige Antworten. Meist schaute er aus dem Fenster. Sie fuhren durch den Ort und bogen dann in einen schmalen Weg ein, der zur Burg hochführte. Im ersten Drittel war der Weg ungepflastert, dann kam eine kurze Asphaltstrecke, von der immer wieder kleine Seitenstraßen abzweigten.
Will Mallmann sah durch die entlaubten Bäume das Schimmern zahlreicher Lichter.
Am Ende der Straßen standen sicherlich Häuser und Villen. Versteckt vor den neugierigen Augen der Touristen.
Bald wurde die Strecke wieder schlecht. Sie war nur mehr ein Weg. Ziemlich feucht, kurvenreich, zudem führte sie durch ein Waldgebiet, und die Dunkelheit nahm mehr und mehr zu.
»Wenn Sie kein Polizist gewesen wären, hätte ich Sie nicht gefahren«,

erklärte der Fahrer wieder. »Nee, das kann keiner von mir verlangen, ich habe schließlich Familie.«

»Kennen Sie das Schloß?« fragte der Kommissar.

Der Fahrer schaltete zurück, weil abermals eine Kurve im Licht der beiden Scheinwerfer auftauchte. »Ich war noch nie in dem Schloß. Wozu auch?«

»Ist es denn bewohnt?«

»Kann ich auch nicht sagen. Aber als Versteck für Gangster eignet es sich bestimmt.«

Will Mallmann holte tief Luft. »Ich habe nicht davon gesprochen, daß sich dort Gangster aufhalten.«

»War ja auch nur 'ne Vermutung.«

»Ist es noch weit?«

Der Taxifahrer schüttelte den Kopf. »Nur zwei Kurven, dann haben wir es geschafft.«

»Dann halten Sie hier!«

»Ehrlich?«

»Wenn ich es Ihnen sage.« Will schüttelte den Kopf. Der Bursche war wirklich uneinsichtig.

»Macht 14,20 DM«, sagte der Fahrer, als der Wagen stand.

Mallmann gab 15 Mark.

»Brauchen Sie eine Quittung?«

»Lassen Sie mal.«

Mallmann stieg aus. Er wartete so lange, bis der Wagen gewendet hatte und die Rücklichter verschwunden waren. Dann stiefelte er los.

Das hätte er sich vor zwei Stunden auch nicht träumen lassen, mutterseelenallein auf ein Schloß zuzugehen. Aber manchmal spielt das Leben recht seltsam. Es gibt wirklich mehr Zufälle, als man überhaupt wahrhaben will.

Der Wald zu beiden Seiten des Wegs lag in völliger Dunkelheit.

Er schwieg den Kommissar regelrecht an. Nach der nächsten Kurve wurde der Weg etwas breiter, und dann sah Mallmann schon das Licht.

Einsam und verloren schien es in der Luft zu stehen. Will wurde vorsichtig. Er kletterte die kleine Böschung hoch und glitt zwischen die Bäume.

Immer wieder Deckung suchend, näherte sich der Kommissar dem Schloß. Will huschte von Baum zu Baum, Laub raschelte unter seinen Schuhen, der Atem bildete vor seinen Lippen eine weiße Wolke.

Vor dem Schloß befand sich ein großer Platz. Mallmann konnte ihn übersehen, als er zwischen zwei Bäumen stehenblieb.

Wuchtig und düster ragten die dicken Mauern in den Himmel.

Das Licht brannte über dem Hauptportal, zu dem eine Treppe hochführte. Nicht weit entfernt sah der Kommissar Reste der alten

Burgmauer. Die Trümmer lagen im Wald verstreut. Die Mauer mußte bei irgendeinem Überfall zerstört worden sein.

Aber nicht nur das Licht über dem Eingang brannte, sondern auch weiter oben schimmerte es hinter zwei Fenstern hell. Zwar nicht so wie am Eingang, doch Mallmann nahm an, daß die Fenster von innen verdeckt worden waren.

Es befand sich jemand in den Räumen.

Der Kommissar überlegte, wie er das Schloß betreten sollte. Offiziell nicht, einbrechen wollte er auch nicht, denn dann übertrat er die Gesetze.

Er konnte nur auf sein Glück hoffen. Vielleicht fand er irgendwo einen nicht verschlossenen Einstieg.

Will Mallmann verließ den Wald und huschte mit langen Schritten auf die Mauer zu.

Er preßte sich dagegen und blieb erst einmal stehen, um nachzuforschen, ob man sein Kommen bemerkt hatte.

Das war nicht der Fall. Der Kommissar hörte nur seinen eigenen Atem. Einige Minuten wartete er ab, dann schlich er weiter.

Will Mallmann wollte das Schloß umrunden. Eine Aufgabe, die ihn schon nach wenigen Schritten störte, denn der Boden war ziemlich tief und matschig.

Bis zu den Knöcheln drang der Schlamm, und Will hatte Mühe, einen Fluch zu unterdrücken. Er ärgerte sich jetzt, keine Lampe mitgenommen zu haben, denn im Dunkeln war schlecht etwas zu erkennen. Er sah nur die wuchtigen Mauern und über sich die geschlossenen Fenster. Dann fiel das Gelände steil ab. Es gab keinen Weg mehr zwischen Mauer und Wald, die Bäume wuchsen schräg vom Abhang hoch, und der Kommissar blieb stehen.

Er schaute hoch.

Mauerwerk, alt und dick. Risse, Vorsprünge und Spitzen. Zur Not konnte man daran hochklettern, aber wer sagte ihm, daß es irgendwo auch ein offenes Fenster gab?

Will war sauer.

Dann hatte er Glück.

Als er sich umschaute, sah er die Scheinwerfer eines Wagens aufblitzen. Immer wenn das Fahrzeug eine Kurve nahm, tasteten die langen, hellen Finger durch den Wald und streiften sogar das Mauerwerk der Burg, so nah war das Auto schon. Mallmann lief ein paar Schritte zurück und duckte sich unwillkürlich. Er wollte nicht unbedingt gesehen werden.

Der Wagen fuhr vor das Schloß. Dort wurde er abgebremst, und Mallmann, der ihm in sicherer Deckung entgegengeeilt war, sah, daß ein Mann ausstieg und klopfte.

Die Tür wurde geöffnet.

Will schlich noch näher an den Schauplatz heran und erkannte jetzt, daß es sich bei dem Fahrzeug um einen Leichenwagen handelte. Er war pechschwarz gestrichen, und der Kommissar erkannte deutlich die Palmen und das Kreuz auf den abgedunkelten Fenstern der Ladefläche.

Zwei Männer sprachen.

»Ich bringe die letzten beiden«, sagte der Fahrer des Leichenwagens. »Faß mit an.«

Jemand verließ das Schloß. Will sah eine große, gebückt gehende Gestalt, deren Gesicht er nicht erkennen konnte.

Der Fahrer öffnete die Ladetüren des Leichenwagens und zog etwas hervor.

Der Mann vom Schloß packte mit an. Trotz der schlechten Beleuchtung erkannte der Kommissar, um was es sich bei dem Gegenstand handelte.

Um einen Sarg!

Will erschrak ein wenig. Er schaute den beiden nach, wie sie den Sarg ins Schloß trugen. Der Kommissar wartete noch, bis sie verschwunden waren und huschte dann auf leisen Sohlen dem Eingang zu. Vor der Schwelle blieb er stehen. Er hörte zwar Stimmen, sah die Männer jedoch nicht.

Sie mußten sich irgendwo im Keller befinden.

Mallmann nahm die Gelegenheit wahr und huschte ins Schloß.

Die Halle war noch nicht erleuchtet, nur festlich geschmückt. Unter der Decke hing ein Transparent mit der Aufschrift GLÜCKWUNSCH UNSEREN JUBILAREN. Das Kalte Büfett stand ebenfalls schon bereit, nur war es abgedeckt worden.

Will sah eine offene Tür. Dahinter begann eine Treppe zum Keller. Der Kommissar hörte die Stimmen der beiden Männer jetzt deutlicher. Die Kerle kehrten zurück.

Quer durch den Raum huschte der Kommissar und versteckte sich hinter den langen Tischen mit dem aufgebauten Büfett. Dort blieb er hocken.

Die beiden Männer durchquerten die Halle und gingen wieder nach draußen zu ihrem Wagen.

»Noch einer«, hörte Will den Fahrer sagen.

Den Kommissar ritt der Teufel. Er sah die offene Tür, huschte darauf zu und lief hastig die Treppe zum Keller hinab.

Er gelangte in ein Gewölbe, dessen Decke von schweren Säulen gestützt wurde.

Hinter einer Säule fand er Platz und wartete.

Die Männer kehrten zurück. Der Fahrer sagte: »Die Rechnung schicke ich euch dann zu.«

Als Antwort hörte Will nur ein Brummen.

Er sah die Umrisse der beiden und veränderte seinen Standort ein

wenig. Die Träger kamen nicht bis zu seiner Säule, sondern bogen vorher scharf ab. Sie verschwanden im Hintergrund, und ihre Konturen verwischten langsam.

Will Mallmann wartete mit klopfendem Herzen. Schnell kamen die Männer zurück und gingen wieder nach oben.

Die Tür wurde zugerammt. Dunkelheit fiel in den Keller der Burg.

Will Mallmann stand im Finstern. Seine Gedanken überschlugen sich. Was sollte er machen? Hochgehen, sich den Kerl vorknöpfen oder auf eigene Faust etwas unternehmen?

Mallmann entschied sich für die zweite Möglichkeit.

So alt das Schloß auch war, man hatte es jedoch mit den Errungenschaften der Technik versehen. So gab es zum Beispiel Licht.

Will hatte sich gemerkt, wo ein Schalter an der Wand hing. Er schlicht dorthin, fand ihn und drehte ihn herum.

Im Keller wurde es hell.

Zwar verbreiteten die Lampen nur einen geringen Schein, doch er reichte aus, um sich orientieren zu können. Will Mallmann ging dorthin, wo er auch die Särge vermutete.

Er hatte damit gerechnet, auf eine Tür zu stoßen, und war überrascht, wie groß sich das Gewölbe unterhalb der Erde ausbreitete.

Immer wieder stützten Säulen die Decke, dieser Keller nahm sicherlich den gesamten Gründriß des Schlosses ein. Und er war nachträglich gebaut worden. Wenigstens umgebaut.

Will passierte ein Weinlager. Es war gut gefüllt und befand sich neben dem Vorratslager. Alles nur in diesem Gewölbe und ohne Tür abgesichert.

Doch wo standen die Särge?

Will wandte sich nach rechts, mehr einem Gefühl folgend, und hatte die richtige Spur erwischt.

Aber er sah nicht nur zwei Särge, sondern zehn!

***

Kommissar Mallmann zeigte sich keineswegs überrascht. Er wußte aus Bill Conollys Erzählungen, wer das Schloß besuchen wollte.

Außerdem hatte er das Transparent in der Eingangshalle gesehen.

Für Will Mallmann war die Sache klar. Die Särge waren für die Mitarbeiter des Fariac-Konzerns bestimmt. Doch wie sollten sie in die letzten Ruhestätten gebettet werden?

Als Tote – als Lebendige – oder als Vampire?

Drei Möglichkeiten gab es. Mallmann glaubte an die letzte. Er ging davon aus, daß aus den Menschen Vampire gemacht werden sollten. Und da schloß er Jane und Bill nicht aus.

Einen Vorteil hatte die Sache. Er wußte jetzt genau, woran er war.

Überraschen konnten die anderen ihn nicht mehr.

Die Särge – alle pechschwarz – standen wohlgeordnet nebeneinander, so daß sie eine Linie bildeten. Noch befanden sich die Deckel darauf, sie waren allerdings nicht festgeschraubt.

Will trat an den ersten Sarg heran, bückte sich und hob einen Deckel hoch.

Er staunte.

Das Innere des Sargs war ausgepolstert. Bläulich schimmernder Samt machte diesen Sarg zu einer kostbaren letzten Ruhestätte. Als Vampir konnte man sich darin schon wohl fühlen.

Will Mallmann wollte nicht noch in den anderen Särgen nachschauen, ihm würde sich bestimmt das gleiche Bild bieten.

Er wollte schon gehen, als er hinter sich das schabende Geräusch hörte.

Mallmanns Nackenhaare sträubten sich. Da kam jemand, er spürte es, fühlte, daß er nicht mehr allein war.

Aber er riß sich zusammen und machte nur langsam kehrt.

Hinter ihm war das Gewölbe leer!

Hatte er sich getäuscht?

Nein, plötzlich sah er Schatten hinter einer der Säulen hervorhuschen. Es war der Kerl, der mitgeholfen hatte, die Särge zu tragen. Und er hielt ein langes Schlachtermesser in der rechten Hand. In der linken trug er eine Säge…

***

Mallmann versteifte! Sein Gefühl hatte ihn also nicht getrogen. Der Kerl hatte sich unhörbar angeschlichen, dann aber einen Fehler gemacht und sich verraten. Doch er war bewaffnet. Messer und Sägen sahen nicht nur gefährlich aus, sie waren auch fürchterliche Waffen.

Will bekam Angst.

Der Mann vor ihm grinste.

Er war ein Kretin. Gegen ihn war der Glöckner von Notre Dame eine Schönheit. Sein Gesicht war schief, als wäre er mal gegen eine Wand gerannt. Wie die Fontänen eines Springbrunnens in die Höhe schossen, so wuchsen seine Haare wirr nach allen Seiten. Dabei leuchtete sie mohrrübenrot. Der Mann trug eine alte fleckige Jacke, eine geflickte Hose und ging ein wenig gebeugt.

Will grinste. Wenn es eben ging, wollte er die Sache friedlich regeln, denn die Waffen in den Händen dieses Mannes sahen ihm doch verdammt schlimm aus.

»Was willst du hier?« Die Stimme des Kerls war nur mehr ein heiseres Flüstern.

»Das gleiche könnte ich dich fragen«, konterte Mallmann.

»Ich will es von dir wissen.«

»Ich sammle Särge«, erwiderte der Kommissar spöttisch.

Der Kretin schüttelte den Kopf. »Hier darf niemand rein!« flüsterte er wieder. »Der Herr hat es verboten. Und wer reinkommt, der muß sterben. Wie du!«

Der Knabe schien zudem nicht mehr ganz richtig im Kopf zu sein, nahm Will an. Trotz allem kein Grund, sich von dem Burschen umbringen zu lassen.

»Zum Totmachen gehören ja zwei«, sagte der Kommissar. »Einer, der sich das gefallen läßt. Ich jedenfalls nicht.«

Der Bursche trat einen Schritt vor, und Mallmann ging zurück. So war die Distanz wieder gewahrt.

»Du wirst sterben, und dann zersäge ich dich!«

Wäre die Situation nicht ernst gewesen, hätte der Kommissar gelacht. Aber dazu war wirklich keine Zeit. Statt dessen zog Mallmann seine Pistole.

»Bis jetzt war es Spaß, mein Freund«, sagte der Kommissar, »doch nun wird es ernst. Dreh dich um!«

Der Kretin starrte auf die Waffe und kniff ein Auge zu. Er rührte sich nicht.

»Bist du schwerhörig?« fragte Will.

Da sprang der Bursche vor. Diese Gewandtheit hätte Will ihm gar nicht zugetraut. Beide Waffen schwang er hoch, wobei das lange Messer noch ein wenig schneller war.

Mallmann schoß.

Es war ein Reflex, und er wollte den Kretin auch nicht töten.

Gleichzeitig warf sich der Kommissar zur Seite. Als er auf dem Boden ankam, sah er, daß die Kugel in die Schulter des Kretins eingeschlagen war. Der Mann zuckte zusammen, er fiel aber nicht, sondern kreiselte herum.

Trotz seines verletzten Arms gelang es ihm, die Säge zu schleudern. Es war ein raffinierter Wurf, und das Werkzeug schnitt etwa in Halshöhe durch die Luft.

Mallmann, schon halb oben, ließ sich wieder fallen. Das scharfe Sägeblatt rasierte über seinen Kopf hinweg und prallte mit einem singenden Geräusch gegen einen Pfeiler.

Aber noch hatte der Typ seine andere Waffe – das gefährliche Fleischermesser.

Damit stürzte er sich auf den Kommissar.

Mallmann kam nicht dazu, seine Pistole hochzureißen, alles ging viel zu schnell. Bevor der Kretin auf ihn fallen konnte, schleuderte er seine Beine vor und traf den Gegner voll in den Leib.

Der Kretin flog zurück und krachte zwischen die Särge. Es polterte und schrammte, zwei Deckel fielen ab, aber die Totenkisten hielten.

Mallmann kam wieder auf die Füße. Auch der Kretin war auf den Beinen. Und er hielt einen schweren Sargdeckel nur mit der linken

Hand. Allein daran erkannte der Kommissar, welch eine Kraft dieser Bursche hatte.

Und er schleuderte den Deckel.

Fast aus dem Handgelenk wuchtete er ihn auf Will Mallmann zu.

Der Kommissar konnte nicht schießen, der Deckel war zu schnell.

Mallmann tauchte zu Boden.

Er war nicht fix genug, denn eine Kante hieb noch gegen seine linke Schulter.

Will fiel fast zu Boden. Er torkelte zurück und hatte Mühe, sich zu fangen.

Wie ein Teufel setzte der Kretin nach. Sein gewaltiges Messer hatte er zum Stoß erhoben, die Faust war so hart um den Griff gekrallt, daß die Knöchel weiß hervortraten. Dieser Mann war darauf programmiert, zu töten.

Und er hieb zu.

Will Mallmann kam nicht schnell genug weg. Doch er hatte noch seine Pistole.

Der Kommissar drückte zweimal ab.

Beide Kugeln trafen. Der Kretin stolperte direkt in die Schüsse hinein. Seine Beine schienen von unsichtbaren Händen weggerissen zu werden, er krachte zu Boden und überschlug sich dabei. Sein Körper wurde von der Wucht noch vorgeschleudert, so daß er dicht vor Will Mallmann zur Ruhe kam. Die Messerspitze berührte fast das Bein des Kommissars.

Mallmann blieb erst mal hocken. Er mußte sich erholen. Diesen Kampf hatte er nur ganz knapp zu seinen Gunsten entscheiden können. Und er hatte dabei töten müssen, was ihm gar nicht gefiel.

Will atmete tief durch. Er schwitzte, war am ganzen Körper klatschnaß. Nachträglich noch zitterten ihm die Knie.

Neben dem Mann ging er in die Hocke. Nein, da war nichts zu machen. Die Kugeln hatten tödlich getroffen. Der Kretin lebte nicht mehr. Mallmann überlegte, ob er die Leiche in einen Sarg schaffen sollte, dann jedoch entschied er sich, erst einmal nachzuforschen, ob die Schüsse nicht gehört worden waren. Er orientierte sich in Richtung Treppe. Es konnte gut möglich sein, daß sich noch mehr Menschen innerhalb des Schlosses aufhielten.

Will befand sich bereits auf der dritten Stufe, als er das schlurfende Geräusch hörte. Gleichzeitig vernahm er ein langgezogenes Seufzen.

Mallmann flirrte herum.

Er glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können. Der eben erschossene Kretin stand wieder auf…

***

Vergangenheit

Karel Marek stand hinter mir. Und das war gut, denn so konnte er nicht sehen, was sich in dem Gewölbe abspielte.

Fünf Mädchen sah ich. Alle trugen schwarze Gewänder, die bis zum Boden reichten und vor der Brust von einer Spange gehalten wurden. Ein sechstes Mädchen aber lag am Boden.

Es war Ilona!

Sie lag direkt vor dem Thron, auf dem er hockte. Er – der Graf Fariac, der Vampir.

Er hatte den Mund noch nicht geschlossen. Deutlich erkannte ich die beiden spitzen Zähne, an denen noch letzte Blutstropfen hingen, die mir wie rote Perlen vorkamen.

Er sah mich, und sein flammender Blick schien sich in meinen Kopf bohren zu wollen. Dann fuhr sein Arm hoch, und ein scharfer Befehl löste sich von seinen Lippen.

»Auf ihn!«

Die fünf Mädchen gehorchten. Ilona blieb liegen, und auch eine weitere Frau hielt sich zurück.

Es war die Gräfin, die plötzlich anfing zu kreischen und mit ihrem Geschrei die anderen noch mehr anstachelte.

Karel hielt es nicht länger aus. Er drängte mich zur Seite, stürzte in den Raum und brüllte: »Ihr Bestien! Ihr verdammten Bestien! Ihr habt meine Schwester umgebracht! Ich werde euch pfählen!«

Wie ein wild gewordener Büffel warf er sich dem Vampir entgegen, um ihm den Pflock in die Brust zu rammen.

Zwei Dienerinnen schützten den Blutsauger. Sie schnitten Karel den Weg ab, und eine fing seinen zum Stoß bereiten Arm mit ihrer Hand auf.

Karel schrie.

Ich wollte ihm zu Hilfe eilen, konnte aber nicht, weil mich gleich drei attackierten.

Ich schoß.

Die erste Vampirin, ein Mädchen mit langen braunen Haaren, sprang direkt vor mir in die Höhe. Sie bekam das Silbergeschoß genau in die Stirn.

Plötzlich war sie verschwunden. Sie fiel zu Boden und heulte jämmerlich.

An die zweite kam ich nicht heran, weil die Gräfin indirekt in den Kampf eingriff.

Sie löschte die Flammen.

Schlagartig wurde es finster.

Ich sah nichts mehr, sondern spürte nur noch meine Gegnerinnen. Von der Seite sprang mich jemand an, und ich geriet ins Taumeln. Zu Boden geworfen wurde ich nicht, da es mir gelang, mich wieder zu fangen. Dafür hörte ich die Schreie.

»John, John!«
Das war Karels Stimme.
Rechts von mir war sie aufgeklungen. Ich traf mit einem Rundschlag zwei Körper, räumte mir den Weg nach rechts frei und stürzte genau in eine Falle.
Ich ahnte den Schatten, merkte noch den Luftzug, dann krachte etwas gegen meinen Schädel.
Diesmal sprühten Blitze vor meinen Augen auf. Aber nur für den Bruchteil einer Sekunde. Dann hatte ich den zweite Blackout an diesem verfluchten Tag.

***

Lange war ich nicht bewußtlos, denn als ich wieder zu mir kam, war fast alles »normal«.
Doch etwas hatte sich verändert. Es brannten vier Kerzen, die das Gewölbe mit Licht versorgten, und ich sah das von mir getötete Weib am Boden liegen.
Es hatte sich fast aufgelöst, nur noch das Gerippe war vorhanden, aber auch das zerfiel langsam zu Staub.
Tief atmete ich durch, rollte mich auf die Seite und tastete meinen Hals ab.
Nein, gebissen hatten sie mich nicht. Was aber war der Grund dafür? Ganz einfach, mein Kreuz. Kein Blutsauger traute sich an mich heran, solange noch das geweihte Kruzifix vor meiner Brust hing.
Unwillkürlich mußte ich lächeln. Einfach würde ich es den Vampiren nicht machen.
Auch so waren meine oder unsere Chancen gesunken. Besonders Karel hatte es erwischt.
Er lag am Boden. Direkt vor dem Thron des Grafen, und der hatte seinen rechten Fuß auf die Brust des jungen Mannes gesetzt, während zwei seiner Dienerinnen, unter anderem auch Ilona, die eigene Schwester, ihn festhielten.
Diese weiblichen Vampire hatten Kraft. Karel rollte vor Wut mit den Augen, doch er konnte sich nicht befreien. Die Vampirinnen ließen ihn nicht los.
Die beiden anderen Mädchen und die Gräfin beobachteten mich.
Letztere hielt einen Kerzenleuchter in der Hand. An ihm klebten einige Blutspritzer. Jetzt wußte ich auch, womit man mich niedergeschlagen hatte.
Am schlimmsten traf es mich, daß Ilona auch zu einem Vampir geworden war, aber da konnte man nichts machen, wir waren eben zu spät gekommen.
Und mein Schädel schmerzte.
Zwei dieser Hiebe an einem Tag, das hielt kaum jemand aus. Unter

meinen Haaren schienen regelrechte Explosionen stattzufinden.
Waren wir die Verlierer?
Nicht ganz, doch die Vampire hielten zumindest einen Großteil der Trümpfe in ihren Händen. Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Denn Fariac hatte sich des Pfahls bemächtigt. Eichenholz tat ihm nichts, er konnte es anfassen, wie sich auch die Riesenfledermäuse auf die Äste von Eichenbäumen niederließen. Man mußte ihnen den Pfahl schon ins Herz stoßen, wenn er tödlich sein sollte.
Und ich hatte Schmerzen. Mein Schädel schien zerspringen zu wollen. Schon oft war ich niedergeschlagen worden, doch da hatte ich immer die Chance gehabt, mich zu erholen, hier nicht. Hier mußte ich mitten ins Geschirr.
Die Gesichter der Dienerinnen mochten mal hübsch gewesen sein. Jetzt jedoch waren sie nur noch Fratzen. Sie scheuten sich nicht und präsentierten ihre spitzen Zähne.
Auch Ilona war zu einem Blutsauger geworden. Sie hielt den Mund ebenfalls offen, schaute mich an, und ich sah den Haß und die Verachtung in ihren Augen leuchten.
Nein, Erbarmen oder Gnade durfte ich auch für sie nicht kennen.
Ich mußte sie so rasch töten, wie es nur ging, damit sie nicht nachts umhergeistern und ihrem finsteren Trieb nachgehen konnte.
Schwer bekam ich Luft. Es fehlte hier Sauerstoff, und es fiel mir wahrlich nicht leicht, mich zu erholen.
Karel hatte Angst. Das war ihm deutlich anzusehen. Er lag auf dem Boden und zitterte. Fariacs Fuß stand noch immer auf seiner Brust. Karels Kopf war rot angelaufen, auch er litt unter Sauerstoffmangel.
Ich wollte aufstehen, doch das ließ Fariac nicht zu.
»Bleib so hocken!« befahl er.
Ich gehorchte. Dieser Blutsauger hatte im Augenblick die besseren Karten.
Kalt grinste er mich an. »Bevor wir euch töten, möchte ich von dir wissen, wer du bist.«
Ich lächelte. »Mein Name ist John Sinclair.«
»Das weiß ich inzwischen. Und woher kommst du?«
»Aus der Zukunft.«
Seinem Gesicht sah ich an, daß er damit nichts anfangen konnte.
»Was ist das?«
Ich versuchte, es ihm zu erklären. »Ich lebe 300 Jahre später als ihr, bin aber durch eine Zeitreise hierher gelangt. Das ist die Erklärung.«
»Wie konntest du das?«
»Weil ich einen Vampir jagte, der den gleichen Namen trug wie du. Fariac!«
Plötzlich zuckte der Blutsauger zusammen. Seine Augen wurden zu Schlitzen. Kaum sah ich die Blutaderchen in den Pupillen. »Du hast

einen Bruder von mir gejagt?«
»Ob es ein Bruder ist, weiß ich nicht.«
»Doch, Fariac. Dann lebt er also!« plötzlich lachte er auf. »Das ist gut, er lebt. Und ich werde auch leben. Wir treffen uns wieder. Bestimmt in der Zukunft.«
Nun verstand ich nichts. »Darf ich jetzt eine Erklärung hören, Fariac?«
Er setzte sich kerzengerade hin, nachdem er zusammengezuckt war. »Wie redest du mit mir, Knecht?«
Ich lachte. »Ein Knecht bin ich sicherlich nicht. Höchstens ein Knecht des Guten, und darauf bin ich stolz.«
»Das wird dir vergehen, aber ich möchte dich aufklären. Ich habe noch einen Bruder. Er lebt nicht hier, sondern im fernen Land der Skipetaren. Dort ist sein Reich, und dort ist er auch der absolute König. Wir haben uns getrennt, weil wir beide König sein wollten. Gut, daß ich Bescheid weiß. Was hast du noch alles über ihn erfahren?«
Es war gar nicht so schlecht, daß er mir Fragen stellte. So konnte ich mich erholen, und ich hoffte, daß der junge Karel Marek auch noch seine Chance bekam, wenn die Aufmerksamkeit des Grafen nachließ.
Ich erzählte ihm aus meiner Zeit und davon, daß ein Fariac eine Kosmetik-Fabrik führte. Damit konnte er nun wieder nichts anfangen. Kosmetik, das hatte es damals noch nicht gegeben. Für ihn war nur wichtig, daß sein Bruder lebte.
Eigentlich war es auch völlig klar, daß zwei Fariacs existierten.
Ich hatte schließlich beide auf dem Mosaik gesehen.
Zwei Vampire!
Einer saß vor mir – in der Vergangenheit. Der andere lebte noch in der Gegenwart. Und ich hockte in diesem Schloß und wußte nicht, ob ich jemals wieder zurückkehren würde.
Verdammt auch…
Sein Wissensdurst schien gestillt zu sein, denn jetzt schnitt er ein anderes Thema an.
Mein Kreuz interessierte ihn.
»Woher hast du es?« fragte er.
»Das bekam ich geschenkt.«
»Von wem?«
»Eine Frau gab es mir.«
»Und was bedeuten die Zeichen?«
»Es sind Banner der Weißen Magie. Die Erzengel persönlich haben auf diesem Kreuz ihre Zeichen hinterlassen, damit ich dem Bösen trotzen kann.« Ich nahm das Kreuz in beide Hände. »Soll ich es dir einmal geben?«
»Nein!« Er kreischte das Wort, und ich mußte lächeln. Fariac hatte

vor dem Kruzifix einen Heidenrespekt. Nicht verwunderlich, denn das Kreuz ist das Urheilmittel gegen die Vampire.

Dafür sagte er: »Nimm es ab!«

Das hatte ich mir gedacht. Allerdings dachte ich nicht im Traum daran, es zu tun.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das Kreuz lasse ich vor meiner Brust hängen. Es wird mich schützen!«

»Dich vielleicht, aber nicht ihn.« Er deutete mit dem Daumen der linken Hand nach unten, wo Karel Marek lag.

Ja, das war der schwache Punkt. Ich hatte befürchtet, daß es so kommen würde. Mit Karel Marek konnte und wollte mich der Blutsauger erpressen.

Doch Karel selbst griff ein. »Laß dich nicht irremachen, John. Nimm auf mich keine Rücksicht. Das brauchst du nicht. Geh deinen Weg. Mach ihn fertig. Ich sterbe für eine gute Sache!«

»Auch für eine gute Sache zu sterben, ist schlecht«, erwiderte ich hart.

Fariac lachte. Er beugte sich weiter vor und hielt den Pflock dicht über dem Körper des jungen Marek.

»Willst du nicht?« flüsterte er.

Die Spannung verdichtete sich. Niemand sagte jetzt etwas. Die fünf Vampir-Mädchen und die Gräfin starrten mich haßerfüllt und auch erwartungsvoll an.

Wie sollte ich mich entscheiden?

Ich lächelte, obwohl mir danach wirklich nicht zumute war.

Trotzdem brachte ich das Kunststück fertig. »Gut, Graf Fariac, gewonnen. Ich nehme das Kreuz ab.«

Er lachte häßlich und auch triumphierend.

»Aber ich darf aufstehen?« kam meine nächste Frage.

Das Lachen brach ab. »Warum?«

»Ich kann nicht mehr sitzen.«

Er überlegte hin und her, ob das wohl eine Falle sein könnte, denn der Vampir traute keinem und vertraute nur auf seine eigene Macht und Stärke.

»Nun?« hakte ich nach. Mit meinen Aktionen wollte ich noch mehr Zeit gewinnen. Zudem war ich im Sitzen sehr gehandicapt.

Um schnell zu reagieren, mußte ich aus dem Stand starten und handeln können.

»Ich erlaube es dir«, sagte Fariac großzügig. »Du kannst dich erheben.«

Ich gab mich schwächer, als ich tatsächlich war. Zweimal sackte ich wieder zurück, und der Vampir begann zu lachen. Er weidete sich an meiner Schwäche.

Sollte er nur…

Wieder nahm ich einen Anlauf. Diesmal blieb ich stehen, schwankte jedoch und mußte mich an der Wand abstützen. Dabei torkelte ich ein paar Schritte zur Seite.

»Du scheinst schwach geworden zu sein!« stellte der Vampir höhnisch grinsend fest.

Ich schaute ihn an. »Es war bereits der zweite Schlag heute, den ich mitbekommen habe.«

»Dann gib jetzt das Kreuz!« verlangte Fariac.

Plötzlich wurde es wieder still. Selbst Karels heftiges Atmen war nicht mehr zu hören. Alles hatte nur Augen für mich und mein wertvolles Kruzifix.

»Nein, John, nicht!« kreischte der junge Marek plötzlich los. »Gib es nicht aus der Hand. Nie…«

»Sei ruhig!«

»John, bitte, du machst dich unglücklich. Du darfst das Kreuz nicht abgeben!«

Der Vampir schlug zu. Zuerst hatte ich gedacht, er würde tatsächlich den Pfahl nehmen, doch nur seine kalte Totenklaue klatsche in das Gesicht des Jungen.

Karel schwieg.

Noch einen Schritt trat ich vor.

Okay, das war genau die richtige Distanz.

Dann hob ich langsam die Hände und streifte das Kreuz über meinen Kopf. An der Kette hielt ich es fest. Die Dienerinnen und auch Fariac standen so günstig, daß ich sie mit einem Blick erfassen konnte. Der Vampir hatte seinen hageren Schädel gedreht, so daß er nur mich anschaute. Diese Drehbewegung hatte auch sein Körper mitgemacht, und der Pfahl schwebte nicht mehr direkt über Karels Herz.

»Her damit!« rief er.

Die weiblichen Vampire fauchten. Auch sie waren ungeduldig geworden, wollten meine Niederlage sehen.

Ich faßte die Silberkette ein wenig fester, an, und dann explodierte ich förmlich aus dem Stand…

***

Einmal drehte ich mich um die eigene Achse, schwang den rechten Arm nach vorn, und durch die Fliehkraft wurde das Kreuz auch hochgewirbelt.

Die Vampire wurden von meiner Aktion überrascht. Eine Sekunde lang reagierten sie nicht. Da jedoch befand sich mein Körper bereits in der zweiten Drehung. Und in einer sehr günstigen Position.

Ich ließ die Kette los.

Wie ein Pfeil zischte das Kreuz davon. Bewußt hatte ich mich von ihm getrennt, und es flog genau auf Fariac zu.

Der sah das, brüllte und warf sich über die linke Lehne seines Throns hinweg. Der Vampir hatte Glück. Das Kreuz berührte ihn nicht, es segelte haarscharf an ihm vorbei und prallte gegen die Rückenlehne.

Darauf hatte auch Karel Marek gewartet.

Blitzschnell handelte er.

Plötzlich stand er auf den Beinen und warf sich auf den Vampir zu, der noch am Boden lag.

Ich sah die beiden Körper hinter dem Sessel verschwinden und konnte mich nicht um sie kümmern, denn die Vampirinnen griffen mich an.

Eine hatte ich nur getötet.

Aber noch standen die Gräfin, Ilona und vier weitere gegen mich.

Ich huschte zur Seite weg und zog meine Beretta.

Zweimal schoß ich.

Zwei Untote brachen zusammen. Die Kugeln hatten sie in die Brust getroffen, und zwar an der linken Seite, wo auch das Herz sitzt. Sie fielen zu Boden und blieben dort liegen.

Noch vier!

Sie fauchten und kreischten, schrien und tobten, wollten mich packen und fächerten auseinander, um mir so wenig Ziele wie möglich zu bieten.

Sie waren schnell und gewandt, und sie wurden von der Gräfin immer wieder angefeuert.

Eine warf sich gegen mich. Sie hechtete flach über den Boden, und mit einem Tritt verschaffte ich mir Luft. Die Untote überschlug sich zweimal.

Ich hatte freie Bahn.

Abermals zog ich den Stecher durch.

Eine weitere Untote blieb mitten im Sprung stehen, als die Kugel sie traf. Ihr Gesicht zerfiel, eine dunkle, dicke Flüssigkeit quoll aus der Wunde hinter dem Ohr, dann klatschte sie zu Boden.

Noch drei.

Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, daß sich Ilona und die Gräfin dem zweiten Ausgang zuwandten. Beide wollten fliehen. Doch dagegen hatte ich etwas.

Ich wollte auf sie zurennen, und achtete nicht auf die dritte Dienerin des Vampirs. Die hatte sich bewaffnet. Mit einem Kerzenleuchter schlug sie zu.

Diesmal traf mich der Hieb nicht am Kopf, sondern in der Körpermitte. Er schleuderte mich zurück, und die Untote setzte sofort nach. Sie war zu einer Furie geworden. Siegeswille und Haß blitzten in ihren Augen. Sie wollte mir den Garaus machen.

Einem nächsten Treffer konnte ich durch eine schnelle Drehung entgehen. Doch die Wiedergängerin gab nicht auf. Sie blieb mir auf

den Fersen, trieb mich durch den Raum, bis ich in die Nähe des Throns gelangte, wo auch mein Kreuz lag.
Eine schnelle Bewegung, und ich hatte es in der Hand.
Plötzlich erstarrte die Vampirin. Ihre Arme blieben erhoben. Sie sah das Kreuz, und ich nutzte die Gunst der Sekunde. Blitzschnell war ich bei ihr, im nächsten Augenblick berührte das Kreuz die Brust des weiblichen Vampirs.
Ein Schrei!
Gellend und markerschütternd stach er in meinen Ohren. Die Wiedergängerin schüttelte den Kopf, preßte ihre Hand auf die Wunde und knickte plötzlich zusammen. Ihr Körper wurde buchstäblich in zwei Hälften geteilt. Sie verging…
Ich hatte nur noch zwei Gegnerinnen.
Hastig drehte ich mich.
Ilona und die Gräfin waren verschwunden. Sie hatten wohl gemerkt, daß sie den Kampf kaum noch gewinnen konnten, und sich aus dem Staub gemacht.
Verdammt auch…
Doch wo steckte Fariac?
Ich schaute mich um, rechnete damit, daß er noch mit dem jungen Marek kämpfte, doch ich täuschte mich.
Auch die beiden hatten das Weite gesucht.
Aber ich sah die Tür offen, die hinunter zu seiner Schlafstätte führte, die wir so gut präpariert hatten.
Dort würde ich die beiden finden.
Ich kam jedoch nicht dazu, den Weg in die Tiefe zu nehmen, denn auf der nach oben führenden Treppe erschien die Gräfin. Sie hatte sich bewaffnet und hielt eine Muskete in ihren Händen.
Genau zielte sie und drückte ab!

***

Der junge Marek kannte nur noch einen Gedanken und einen einzigen Trieb.
Rache!
Er wollte den töten, den er für den Tod seines Vaters verantwortlich machte.
Fariac!
Und endlich hatte er die Chance, ihn zu packen. Wild warf er sich auf den Vampir, und es gelang ihm, Fariac die Faust ins Gesicht zu stoßen.
Es war ein harter Schlag, der manchen Menschen in die Bewußtlosigkeit geschickt hätte, doch Fariac schüttelte nur den Kopf, wobei er Karel wild anfauchte.
»Ich packe dich!« keuchte Marek. »Ich packe dich!« Bevor der Vampir sich versah, hatte der junge Marek ihm den Eichenpflock entrissen.

Als Karel den Pfahl zwischen seinen Fingern spürte, leuchteten seine Augen auf. Die Eiche gab ihm das Gefühl der Sicherheit zurück, neue Kraft durchströmte ihn. Die Entscheidung stand dicht bevor. Er allein konnte diesen Vampir erledigen.

»Stirb!« keuchte er und rammte seinen Arm nach unten.

Doch Fariac war ein Gegner der Extraklasse. So leicht konnte man ihn nicht besiegen.

Plötzlich war sein Arm da. Er stieß ihn hoch, und seine Hand umschloß wie eine Klammer das Gelenk des jungen Marek. Eine Handbreit über der Brust des Vampirs kam der Pfahl zur Ruhe.

Marek keuchte.

Er wollte den Sieg, er wollte diesen verhaßten Blutsauger vernichten, seinem Vater hatte er es geschworen, und diesen Schwur mußte er halten.

Ein wilder Kampf entbrannte zwischen den beiden.

Karel hörte zwar die Schüsse, die ich abgab, doch er kümmerte sich nicht darum. Er hatte nur das eine Ziel vor Augen.

Die Wut und der Haß gaben Karel Marek ungeahnte Kräfte. Doch auch der Vampir war stark. Als Karel versuchte, ihn zur Seite zu drängen, stemmte er sich hart gegen den Griff, so daß es dem jungen Mann nicht möglich war, den Blutsauger in eine andere Lage zu bringen. Dafür kassierte Karel einen Kniestoß, der seinen Leib traf und ihm den Magen hochjagte.

Karel würgte, sein Griff lockerte sich.

Fariac lachte. Urplötzlich warf er sich hoch, drängte Karel entgegen und hieb ihn zurück.

Der junge Marek fiel zur Seite.

Doch seinen Pfahl hielt er nach wie vor fest. Es war Fariac nicht gelungen, dem jungen Mann die Waffe zu entreißen.

Der Vampir sprang auf. Sein Mantel blähte sich und umwehte ihn wie ein gewaltiger Schatten.

Karel rechnete mit einem Angriff, sah sich aber getäuscht. Fariac dachte nur an Flucht.

Er vollführte eine hastige Drehung nach links und stürmte dorthin, wo sich die Treppe anschloß, die in die Tiefe führte und in seinem ureigensten Bereich endete.

Karel Marek sah ihn verschwinden.

Zwei Herzschläge zögerte er, die Verfolgung aufzunehmen. Er wollte seinen Partner nicht im Stich lassen, aber dann dachte er daran, daß dem unseligen Leben des Vampirs ein Ende bereitet werden mußte. Er hatte es seinem Vater geschworen.

Karel nahm die Verfolgung auf.

Fariac hatte die Treppe schon fast hinter sich gelassen. Er mußte sich bereits in seiner Horror-Kammer befinden, und der Verfolger war noch

immer auf den ersten Stufen.
Die Treppe war eng, die Stufen steil.
Der Vampir kannte ihre Tücken. Mit wehendem Umhang floh er seinem Reich entgegen und verschwand.
Karel aber verfehlte in der Düsternis die ersten drei Stufen und fiel. Es gelang ihm nicht mehr, sich abzustützen, er kugelte die Steintreppe hinunter und schrie laut auf. Erst im letzten Drittel der Treppe konnte er sich fangen.
Seine linke Seite schmerzte, auch der linke Arm tat ihm weh. Er konnte ihn nicht mehr gerade ausstrecken, aber er war nach wie vor von dem eisernen Willen beseelt, den Vampir-Grafen zu töten.
Karel drang in das Verlies ein.
Fariac schrie und fauchte. Er suchte seinen Weg zwischen den aufgestellten Kreuzen, vermied es tunlichst, sie zu berühren und sah nur seinen offenen Sarg.
Da wollte er hin.
Karel jagte hinterher.
Ihm war es egal, die Kreuze machten ihm nichts. Er war so von seiner Wut und seinem Haß beseelt, daß er sogar zwei von ihnen umwarf.
Fariac hatte seinen Sarg erreicht. Er kletterte in die große Totenkiste hinein, ging in die Hocke und schaute sich noch einmal nach seinem Verfolger um.
Karel Marek stürmte herbei.
In seinen Augen leuchtete der Haß. Er hatte den rechten Arm erhoben, die Faust umklammerte den Pflock, die Haare hingen ihm wirr in die naßgeschwitzte Stirn, sein Gesicht war verzerrt.
»Stirb, du verdammter Blutsauger!« brüllte er, und seine Stimme hallte als schauriges Echo von den steinernen Wänden wider…

***

Gegenwart

Suko hatte sich noch einmal rückversichert, bevor er seine Aufgabe in Angriff nahm. In einem langen Gespräch mit Sir James Powell wurde ihm gesagt, daß Scotland Yard sein Handeln decken würde, falls etwas schiefging.
Der Chinese war beruhigt.
Er hatte auch mit Shao über den Fall gesprochen. Sie wollte ihren Freund begleiten, doch Suko hatte abgelehnt.
»Nein, du bist zu Hause besser aufgehoben.«
Doch Shao hatte an diesem Tag ihren Dickkopf, bis Suko schließlich zustimmte.
Er nahm sie mit.
Jetzt hockte sie auf dem Sozius der Harley Davidson. Beide trugen

wärmende und wetterfeste Lederkleidung, denn der Abend war doch ziemlich kalt. Zudem roch es nach Schnee. Bestimmt würden in dieser Nacht noch die ersten Flocken fallen.

Suko lenkte die Maschine zwischen den verlassenen Gebäuden der Dock- und Kaianlagen. Menschen waren nicht mehr unterwegs, die meisten hielt das Wetter ab, und die Penner hatten sich schon längst in wärmere Gebäude verkrochen.

In diesem Teil der Anlagen wurde auch nicht mehr gearbeitet, nur weiter entfernt leuchtete der Widerschein starker Halogenlampen, die ihre gleißende Lichtfülle auf die Piers warfen.

Die Harley sprang über Gleise und knatterte in die kleinsten Gassen. Im starken Strahl des Scheinwerfers sah Suko hin und wieder fette Ratten davonhuschen.

Dann bog er scharf links ab. Vor ihnen tauchte ein großer viereckiger Kasten auf.

Das Labor!

Und Sukos Ziel.

Er fuhr einen Bogen und erreichte die Westseite des Labors. Hier wollte er die Maschine abstellen.

Die Harley rollte aus. Suko fuhr noch durch eine Pfütze, dann stieg er ab und bockte die Maschine auf.

Stille umgab ihn und Shao. Die Geräusche der fernen Piers, auf denen gearbeitet wurde, waren nur gedämpft zu vernehmen. Der Chinese nahm den Helm ab. Shao machte es ihm nach. Ihr Haar hatte sie hochgebunden. Jetzt lächelte sie.

»Da hast du ja deinen Dickschädel wieder durchgesetzt«, sagte Suko und grinste sie an.

»Passiert ist nichts.«

»Noch nichts.« Suko schaute sich um. »Wie gesagt, du bleibst hier. Ich schaue mich mal in dem Labor um.«

»Soll ich nicht doch lieber…«

Suko schüttelte den Kopf. »Keine Widerrede. Hier habe ich zu bestimmen.«

Shao lächelte.

Suko öffnete eine der beiden Packtaschen und holte eine lichtstarke Taschenlampe hervor. Dann zog er den Reißverschluß seiner Lederjacke ein Stück nach unten, damit ein genügend großer Spalt entstand, um schnell an die Beretta zu kommen. Auch die Dämonenpeitsche hatte Suko mitgenommen. Den silbernen Dolch trug Shao. Sollte doch irgend etwas passieren, konnte sie sich wehren.

Dann entschied Suko sich anders. Er gab Shao die Beretta und nahm dafür den Dolch.

»Es ist besser«, sagte er, »damit hast du mehr Übung.«

»Ich wollte dich auch schon fragen«, gab Shao zu.

Der Chinese hauchte seiner Freundin noch einen Kuß auf die Wange und machte sich auf den Weg.

Er besaß nicht nur Waffen, sondern auch Einbrecherwerkzeug, mit dem er Schlösser knacken konnte. Soviel er wußte, gab es keinen offiziellen Nachtwächter, was Suko eigentlich mißtrauisch machte, denn normalerweise ließ man ein Labor nicht ohne Bewachung.

Er bewegte sich an der Front des Gebäudes vorbei auf den Eingang zu. Natürlich war die Tür verschlossen. Suko leuchtete sie sorgfältig ab, weil er nach einer Alarmanlage suchte, fand aber keine und war zufrieden.

Dann besah er sich das Schloß.

Es gab zwei davon, und trotz des guten Werkzeugs brauchte der Chinese über fünf Minuten, bis er die Tür offen hatte.

Dann betrat er das Labor.

Er deckte den Lampenstrahl mit den Fingern ein wenig ab, sah die leere Pförtnerloge und erkannte anhand einer aufgehängten Tafel, wo es zu den Labors ging.

Den Weg schlug Suko ein.

Obwohl er glaubte, sich allein im Haus zu befinden, schlich er auf Zehenspitzen. Selbst seinen Atem hielt er unter Kontrolle. Kaum ein Geräusch verriet ihn, als er die Tür zum ersten Labor aufstieß und in dem Raum dahinter verschwand.

Suko kam sich vor wie in einer modernen Hexenküche. Er sah die großen Labortische, die ein Aufsatz in der Mitte teilte. Darauf standen zahlreiche Flaschen. Sie waren mit Chemikalien gefüllt. Mit Säuren, Laugen oder irgendwelchen Pulvern, von denen Suko noch nichts gehört hatte.

Er sah auch kleine Schreibtische und moderne Meßgeräte. In der Ecke befand sich ein eingemauerter Abzug. Im Raum roch es widerlich. Ein undefinierbarer Geruch, manchmal scharf wie Säure.

Suko ging weiter.

Er ließ den Lichtstrahl wandern und leuchtete in jede Ecke hinein. Er sah zwar Staub und einige Papierreste, aber einen Menschen entdeckte er nicht.

Und er sah auch nichts, was ihn mißtrauisch gemacht hätte.

Keine Hinweise auf einen Vampir.

Schon bald entdeckte Suko die Tür zu einem zweiten Raum. Er probierte die Klinke und stellte fest, daß der Raum verschlossen war.

Auch dieses Schloß schaute sich der Chinese sehr sorgfältig an.

Es war wesentlich komplizierter als das erste. Suko mußte andere Werkzeuge einsetzen.

Die hatte er zum Glück bei sich. Sie waren aus Kunststoff, sehr biegsam und paßten sich jedem Schloß an.

Suko machte sich an die Arbeit. Die Lampe hatte er an seinen Gürtel

gehängt und zwar so, daß der Schein genau auf das komplizierte Schloß fiel.

Der Chinese hatte gute Nerven. Andere hätten sicherlich schon verzweifelt, nicht Suko. Seine Finger blieben ruhig, sie zitterten nicht, und als etwa zehn Minuten vergangen waren, schnackte das Schloß endlich auf.

Geschafft.

Der Chinese gestattete sich ein kleines Siegerlächeln. Teil zwei seines Plans hatte vorzüglich geklappt. Jetzt begann die dritte Phase. Die wichtigste von allen. Vielleicht konnte er eine Spur finden, die ihn zu den Vampiren führte.

Suko zog die Tür vorsichtig auf und betrat leise den dahinterliegenden Raum.

Sofort fiel ihm der andere Geruch auf.

Hier roch es nicht wie in einem Labor, sondern völlig fremd. Süßlicher Gestank schwängerte den Raum.

Wie Blut…

Genau, das mußte es sein. Suko nahm die Lampe vom Gürtel und schwenkte sie nach rechts.

Und da sah er die großen Gefäße auf dem Regal, in denen die rote Flüssigkeit stand.

Kein Zweifel, das war Blut!

Tief atmete Suko durch. John Sinclair hatte doch recht gehabt.

Dieses Labor barg ein schreckliches Geheimnis.

Der Chinese schritt tiefer in den Raum hinein. Der Lichtstrahl wies ihm dabei den Weg, und er fiel schon bald auf die Wand mit dem makabren Mosaik.

Das war es.

Suko ging schneller, blieb vor der Wand stehen und ließ den Lichtkegel kreisen.

Deutlich sah er die beiden darauf abgebildeten Blutsauger. Er sah die dämonischen Gesichter, die Fratzen, die langen spitzen Zähne und stellte fest, daß beide Vampire sich glichen wie ein Ei dem anderen.

Kein Zweifel, es waren Zwillinge. Zumindest aber Brüder. Suko schaute sich die Vampire genau an.

Und plötzlich stutzte er.

Der rechte der beiden, so deutlich er vorhin noch zu sehen war, verwischte plötzlich.

Ja, er löste sich auf.

Im nächsten Augenblick war er völlig verschwunden, als hätte es ihn zuvor nie gegeben…

***

Der Mörder war wieder unterwegs!

Abermals trug er seine rote Kleidung, und abermals hatte er sein langes Messer bei sich.

Ihm war die Aufgabe zugeteilt worden, das Labor zu überwachen. Dabei lief er nicht durch das Gebäude, sondern außen herum, er sah jeden, der kam.

Und er hatte auch Shao und Suko entdeckt.

Der Mann betrat das Gebäude, die Frau blieb mit dem Motorrad allein zurück.

Der Mörder lächelte teuflisch. Er befand sich nur noch wenige Schritte von Shao entfernt und hatte hinter einer Abfalltonne Deckung genommen.

Jetzt zog er sein Messer, und ein böses Grinsen huschte über sein flaches Gesicht.

Shao merkte nichts.

Sie wartete auf Suko und stellte fest, daß die Kälte langsam in ihren Körper kroch. Auch auf dem Kopf fror sie. Sie wollte schon ihre Haare ausschütteln, ließ es jedoch bleiben, weil der Helm dann nicht richtig paßte.

Der Mörder hatte lange genug gewartet. Jetzt richtete er sich auf.

Seine Kapuze hatte er über den Kopf gezogen, nur das Gesicht war noch zu sehen.

Und die Hand mit dem Messer!

Katzengleich näherte sich der gefährliche Killer der ahnungslosen Shao. Er ging leicht gebückt, dadurch wirkte er noch kleiner.

Der lange rote Mantel warf einen schmalen Schatten auf den feuchten, rissigen Asphalt.

Noch fünf Schritte.

Der Killer leckte sich die Lippen. Seine Augen glühten. In ihnen hockte der Fanatismus – der Wahnsinn…

Shao aber merkte nichts. Ihr war nur kalt. Auf der Stelle vertrat sie sich die Beine, eine Atemfahne wehte vor ihren Lippen. Sie wollte den Helm doch wieder aufsetzen, das war besser, fand sie.

Der Killer kam näher.

Shao hob den Helm hoch, um ihn sich über das Haar zu stülpen.

Diese Bewegung war ihr in Fleisch und Blut übergegangen und verlief auch ziemlich rasch.

Und sie rettete ihr das Leben.

Shao setzte sich genau in dem Augenblick den widerstandsfähigen Helm auf, als sich der Killer hinter ihr aufrichtete und wie bei dem Detektiv Jan Ziegler schräg zuhieb.

Das Messer hätte Shaos Nacken getroffen, so aber hämmerte die Klinge gegen den Helm und rutschte ab.

Shao flirrte herum.

Sie sah vor sich den kleinen, fast zwergenhaften Mörder mit dem

langen Messer und begann gellend zu schreien.

Der Killer reagierte sofort. Wie ein Teufel sprang er Shao an und hieb wieder zu.

Es war eine Reflexbewegung, die Shao rettete. Sie tauchte zur Seite, sah die Klinge an ihrem Körper vorbeizucken, prallte gegen die Maschine und warf sie um.

Shao fiel mit.

Dann knallte ihr Hinterkopf gegen die Hauswand. Ein vorspringender Stein verursachte den rasenden Schmerz, und einen Herzschlag später sackte Shao zusammen.

Der Mörder überlegte zwei Sekunden. Sollte er sie jetzt töten oder später?

Er entschied sich für die zweite Möglichkeit. Die Frau wurde nicht mehr gefährlich. Erst wollte er den Mann aus dem Weg schaffen.

Mit grotesk anmutenden Sprüngen huschte der unheimliche Mörder auf den Laboreingang zu…

***

Vergangenheit

Ich sah in die Mündung der verdammten Muskete, die Gräfin drückte ab, und mir blieb noch eine Chance.

Mit einem gewaltigen Sprung brachte ich mich seitlich in Sicherheit. Krachend entlud sich das Gewehr. Die schwere Musketenkugel fauchte an mir vorbei und hieb in die Wand.

Zu einem zweiten Schuß kam die Gräfin nicht. Sie mußte erst nachladen, und das wußte sie. Deshalb machte sie auf dem Absatz kehrt und verschwand.

Ich hatte den Arm schon oben, ließ ihn aber sinken und feuerte keine Kugel mehr hinter ihr her. Die Gangecke gab der Gräfin bereits die nötige Deckung.

Ich jagte hinterher.

Mit gewaltigen Sprüngen hetzte ich die Treppe hoch, nahm dabei drei Stufen auf einmal und gelangte in einen Gang, der sich meinen Augen leer präsentierte.

Die Vampir-Gräfin hatte sich verkrochen. Wie auch Ilona, das Zigeunermädchen.

Es gab mehrere Möglichkeiten, denn ich sah links und rechts des Ganges zahlreiche Türen.

Aber wo verbargen sich meine Gegner?

Vor der ersten Tür blieb ich stehen. Sie war nur angelehnt. Mit dem Fuß trat ich sie auf.

Ein kleiner Salon, mehr nicht.

Und er war leer.

Die zweite Tür, die dritte, die vierte – überall das gleiche. Ich hatte

auch auf der rechten Seite gesucht und somit die Hälfte der Zimmer hinter mich gebracht.

Ich spürte, daß sie lauerten und mir eine Falle stellen wollten.

Und dann schwang vor mir eine Tür auf. Sofort richtete ich die Waffe auf die Fläche, doch ich zögerte, abzudrücken.

Eine Frau war erschienen, aber eine, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Sie paßte auch nicht zu den Dienerinnen des Grafen, erstens war sie ziemlich dick, fast ein wandelnder Fleischberg, und dann lächelte sie mich so nett an, daß ich ihre Zähne erkennen konnte.

Und die waren normal.

Keine Vampirhauer!

Ich senkte die Waffe. Die Frau trug die Kleidung eines Dienstmädchens oder einer Magd. Über dem grob wollenen Kleid eine einfache blaue Schürze. Das Haar hatte sie unter einem Kopftuch verborgen. Ihr Gesicht war breitflächig, die Schultern rund.

Sie stand dort wie ein Berg und wollte mich auf keinen Fall vorbeilassen.

»Wer bist du?« fragte ich.

Keine Antwort.

Ich wiederholte die Frage.

Da öffnete sie den Mund, und ich sah, daß man ihr die Zunge abgeschnitten hatte. Mir wurde alles klar. »Ist die Gräfin denn im Zimmer?« wollte ich wissen.

Sie senkte den Blick und tat, als wüßte sie nichts.

Sie log, das sah ich ihr an. Ich war sicher, daß sie die Gräfin in dem Raum versteckt hielt, aus dem sie auch gekommen war.

»Darf ich nachschauen?«

Die Stumme schüttelte den Kopf.

»Ich möchte mich trotzdem überzeugen«, sagte ich und trat einen Schritt vor, worauf die Magd sofort eine drohende Haltung annahm.

So lief der Hase also.

»Laß mich vorbei!« Meine Stimme klang drohend.

Sie breitete beide Arme aus und wollte mich stoppen.

Ich drängte sie weg. Einen Schritt weit bekam ich sie, dann schlug sie plötzlich zu.

Sie zielte auf meine Waffenhand, und ihre fleischigen Finger trafen auch.

Ich schrie unwillkürlich auf. Fast wurde mir die Beretta aus den Fingern geprellt, doch im Nachfassen bekam ich sie noch zu packen. Zwei Finger stachen nach meinen Augen. Die Dicke hatte sich gedankenschnell gedreht.

Ich konnte gerade noch den Kopf wegnehmen, so daß mich der hinterlistige Stoß verfehlte. Sie aber bremste ihren Schwung nicht mehr. Die ausgestreckten Finger tickten gegen die Wand.

Ein gellender Schrei brach aus dem Mund der Frau. Wahrscheinlich hatte sie sich die Finger verstaucht.

»Tut mir leid«, sagte ich, wuchtete die Frau aus dem Weg und sprang in das Zimmer, aus dem sie gekommen war.

Ich hatte meine Erfahrungen gesammelt, und rechnete mit der großen Heimtücke dieser Höllengräfin. Deshalb hechtete ich flach über den Boden in das Zimmer.

Das war mein Glück.

Dicht vor mir schien die Muskete auseinanderzufliegen, so laut krachte sie, als die Gräfin abdrückte. Wieder verfehlte mich die Kugel. Sie flog durch die offene Tür und zerhieb den Rahmen eines an der Wand hängendes Bildes.

Die Gräfin schlug mit dem langen Musketenlauf nach mir. Ich zog den Kopf ein. Das Ding krachte gegen einen Stuhl und warf ihn um. Im nächsten Augenblick schleuderte mir die Vampirin ihre Waffe entgegen. Sie war verdammt schwer, ohne Schaden hätte ich einen Treffer sicher nicht überstanden, doch ich rollte mich zur Seite, und die Muskete prallte neben mir auf den Teppich.

Ich kam wieder hoch.

Gräfin Katharina Fariac wandte sich zur Flucht. Sie hetzte auf ein Fenster an der gegenüberliegenden Seite zu und riß bereits den Flügel auf, als ich losspurtete.

Hastig wollte sie nach draußen klettern.

Da schoß ich.

Ich zielte genau, und das Silbergeschoß raste in die untote Hülle dieses Höllengeschöpfes.

Ich vernahm einen gurgelnden Laut. Die Gräfin riß beide Arme hoch, wollte sich am Fensterkreuz festhalten, doch sie hatte einfach keine Kraft mehr. Ihr Körper bekam das Übergewicht und kippte nach draußen. Die Gräfin verschwand.

Jetzt hatte ich nur noch eine Gegnerin.

Ilona!

Vom Gang her hörte ich das Stöhnen der Stummen, als ich wieder in den ersten Raum zurückging.

Da fiel mir der große Schrank ins Auge. Und ich sah, daß die Tür nicht völlig geschlossen war.

Ich steckte die Pistole weg und nahm nur das Kreuz. Damit wollte ich Ilona besiegen.

Vor dem Schrank blieb ich einen Augenblick stehen. In meinem Innern hatte sich eine ungeheure Leere breitgemacht.

Ilona war ein Mädchen, zu dem ich mich hingezogen fühlte.

Doch nun hatte ein einziger Biß aus dem attraktiven Girl ein schlimmes Monster gemacht.

Das ich töten mußte!

Meine Hand zitterte, als sie den Türgriff umfaßte. Ich wischte mir über die Augen, fühlte mich hundeelend, aber es gab keine andere Möglichkeit.

Heftig riß ich die Schranktür auf.

Vor mir stand Ilona. Sie hatte die Kleider zur Seite geschoben, und sie starrte mich an, wobei sie ihre Zähne noch gebleckt hatte.

Aber das war nicht alles.

In der erhobenen rechten Hand hielt sie eine große eiserne Schere, mit der sie zustoßen wollte.

Wir starrten uns an. Niemand sprach.

Ich hielt mein Kreuz hoch.

Und da hörte ich den Schrei. In den Tiefen des Kellers wurde er geboren und hallte als schauriges Echo zu mir hoch. Er war so gellend und markerschütternd, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken rieselte, und ich fragte mich, wer ihn ausgestoßen hatte.

Karel Marek oder der Vampir?

ENDE des zweiten Teils